

FRANK  
SCHÄTZUNG  
LIMIT  
ROMAN

Kiepenheuer & Witsch

Personenregister auf Seite 1305  
Alle Charaktere aus LIMIT auf einen Blick

1. Auflage 2009

© 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und Zwischentitel: buerogroll.com

Umschlagmotive: Mondmotiv © Michael Benson/Kinetikon Pictures/Corbis

Erdenmotiv © Don Hammond/Design Pics/Corbis

Autorenfoto: © Paul Schmitz

Mondkarte: Birgit Schroeter, Köln

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-03704-3

*Für Brigitte und Rolf,  
die mir das Leben auf der Welt schenkten.*

*Für Christine und Clive,  
die mir ein Stück vom Mond schenkten.*

Planet Earth is blue  
And there's nothing I can do

*David Bowie*



2.AUGUST 2024  
[PROLOG]

## EVA

*I want to wake up in a city that never sleeps –*

Der gute alte Frankieboy. Unerschüttert vom urbanen Wandel, solange es nach dem Aufwachen nur einen zu kippen gab.

Vic Thorn rieb sich die Augen.

In 30 Minuten würde das automatische Wecksignal die Frühschicht aus den Betten treiben. Streng genommen konnte es ihm egal sein. Als Kurzzeitbesucher war er weitgehend frei in seiner Entscheidung, wie er den Tag verbringen wollte, nur dass sich auch Gäste einem gewissen formalen Rahmenwerk anzupassen hatten. Was nicht zwangsläufig bedeutete, früh aufstehen zu müssen, doch geweckt wurde man auf jeden Fall.

*If I can make it there,*

*I'll make it anywhere –*

Thorn begann sich loszuschallen. Weil er allzu ausgiebige Bettruhe als verwehrlos empfund, vertraute er sich keinem anderen Automatismus an als dem eigenen, um möglichst wenig Zeit seines Lebens schlafend zu verbringen. Zumal er selbst entscheiden wollte, wer oder was ihn zurück in die Bewusstheit rief. Thorn liebte es, seine Systeme von Musik hochfahren zu lassen. Eine Aufgabe, die er vorzugsweise dem Rat Pack zukommen ließ, Frank Sinatra, Dean Martin, Joey Bishop, Sammy Davis junior, den rühdigen Helden vergangener Epochen, zu denen er eine beinahe romantische Zuneigung pflegte. Dabei wäre nichts, aber auch gar nichts an diesem Ort den Gepflogenheiten des Rat Pack entgegengekommen. Selbst Dean Martins berühmte Feststellung *Ein Mann ist so lange nicht betrunken, wie er auf dem Boden liegen und sich dabei irgendwo festhalten kann* erlebte in der Schwerelosigkeit ihre physikalische Außerkraftsetzung, ganz zu schweigen davon, dass die Begeisterung des großen Trinkers, an einem Ort wie diesem nicht vom Barhocker fallen zu können, beim anschließenden Versuch, hinaus auf die Straße zu torkeln, schlagartig geendet hätte. 35 786 Kilometer über dem Erdboden warteten keine Nutten vor der Tür, sondern nur todbringender, luftleerer Raum.

*Top of the list, king of the hill –*

Thorn summte die Melodie mit, nuschelte ein schief klingendes *New York, New York*. Mit kaum nennenswertem Muskelzucken stieß

er sich ab, entschwebte seiner Koje, ließ sich zu dem kleinen, runden Sichtfenster seiner Kabine tragen und sah nach draußen.

In der Stadt, die niemals schlief, begab sich Huros-ED-4 auf den Weg zu seinem nächsten Einsatz.

Weder kümmerte ihn die Kälte des Weltraums noch das Fehlen jeglicher Atmosphäre. Tag und Nacht, deren Aufeinanderfolge sich in solch immenser Entfernung zur Erde ohnehin mehr auf Vereinbarungen gründete als auf sinnliches Erleben, besaßen für ihn keine Gültigkeit. Sein Weckruf erfolgte in der Sprache der Programmierer. Huros-ED stand für *Humanoid Robotic System for Extravehicular Demands*, die 4 reihte ihn ein in weitere 19 seiner Art – je zwei Meter groß, Oberkörper und Kopf durchaus menschenähnlich, während die überlangen Arme im Zustand der Ruhe an die zusammengelegten Greiforgane einer Gottesanbeterin erinnerten. Bei Bedarf entfalteten sie sich zu bewundernswerter Beweglichkeit, mit Händen, die äußerst diffizile Operationen durchführen konnten. Ein zweites, kleineres Paar Arme entsprang der breiten, mit Elektronik vollgestopften Brust und diente der Assistenz. Dafür fehlten die Beine völlig. Zwar verfügte der Huros-ED über Taille und Becken, doch wo beim Menschen die Oberschenkel begannen, sprossen flexible Greifer mit Ansaugvorrichtungen, sodass er sich Halt verschaffen konnte, wo immer er gerade gebraucht wurde. Während der Pausen suchte er eine geschützte Nische auf, koppelte seine Akkus an die Stromversorgung, füllte die Tanks seiner Navigationsdüsen mit Treibstoff und ergab sich der Kontemplation der Maschine.

Inzwischen lag seine letzte Ruhephase acht Stunden zurück. Seitdem war Huros-ED-4 mit großem Roboterfleiß an den unterschiedlichsten Stellen der gigantischen Raumstation gewesen. In den Außenbezirken des Dachs, wie der dem Zenit zugewandte Teil genannt wurde, hatte er geholfen, in die Jahre gekommene Solarpaneele gegen neue auszutauschen, in der Werft Flutlichter für Dock 2 justiert, wo eines der Raumschiffe für die geplante Mars-Mission entstand. Danach hatte man ihn 100 Meter tiefer zu den wissenschaftlichen Nutzlasten beordert, die entlang der Mastausleger befestigt waren, mit der Aufgabe, die defekte Platine eines Messgeräts zur Oberflächenabastung des Pazifischen Ozeans vor Ecuador zu entnehmen. Nach erfolgter Rekonditionierung lautete sein Auftrag nun, im Raumhafen einen der dortigen Manipulatorarme zu untersuchen, der aus unerfindlichen Gründen während eines Verladeprozesses den Dienst quittiert hatte.

Zum Raumhafen, das hieß, sich entlang der Station ein weiteres Stück abwärts sinken zu lassen, zu einem Ring von 180 Metern Durchmesser mit acht Liegeplätzen für an- und abfliegende Mondshuttles sowie acht weiteren für Evakuierungsgleiter. Vergaß man, dass die dort ankernden Schiffe Vakuum statt Wasser durchquerten, ging es auf dem Ring nicht anders zu als in Hamburg oder Rotterdam, den großen terranen Seehäfen, wozu ergo auch Kräne gehörten, riesige Roboterarme auf Schienen, Manipulatoren genannt. Einer davon hatte den Beladevorgang eines Fracht- und Personenshuttles, der in wenigen Stunden zum Mond starten sollte, mittendrin abgebrochen. Sämtliche Indikatoren sprachen gegen einen Ausfall. Der Arm hätte funktionieren müssen, blieb jedoch mit apparativer Sturheit jede Bewegung schuldig und hing stattdessen mit gespreizten Effektoren halb im Laderaum des Shuttles, halb draußen, was zur Folge hatte, dass sich der geöffnete Leib des Schiffs nicht mehr schließen ließ.

Auf vorgeschriebenen Flugbahnen bewegte sich Huros-ED-4 entlang angedockter Shuttles, Luftschleusen und Verbindungstunnel, Kugeltanks, Containern und Masten bis zu dem defekten Arm, der im ungefilterten Sonnenlicht kalt glänzte. Die Kameras hinter der Sichtblende seines Kopfes und an den Enden seiner Extremitäten schickten Bilder ins Innere der Kommandozentrale, als er dicht an die Konstruktion heranfuhr und jeden Quadratzentimeter einer eingehenden Analyse unterzog. Beständig glich er, was er sah, mit den Bildern ab, die ihm sein Datenspeicher zur Verfügung stellte, bis er den Grund für den Ausfall gefunden hatte.

Er stoppte. Jemand in seinem zentralen Steuermodul sagte »Verdammt Scheiße!«, was Huros-ED-4 zu einer raschen Rückfrage veranlasste. Obschon auf Abtastung der menschlichen Stimme programmiert, vermochte er in der Äußerung keinen sinnstiftenden Befehl zu erkennen. Die Zentrale verzichtete auf eine Wiederholung, also tat er vorerst nichts, als sich den Schaden zu besehen. In einem der Gelenke des Manipulators waren winzige Splitter verkeilt. Eine lange und tiefe Scharte verlief quer oberhalb der Gelenkstruktur, klaffend wie eine Wunde. Auf den ersten Blick schien die Elektronik intakt zu sein, ein reiner Materialschaden also, indes schwerwiegend genug, dass er den Manipulator veranlasst hatte, sich abzuschalten.

Die Zentrale wies ihn an, das Gelenk zu reinigen.

Huros-ED-4 verharrte.

Wäre er ein Mensch gewesen, hätte man sein Verhalten als unschlüssig bezeichnen können. Schließlich bat er um weitere Informationen,



womit er auf seine eigene, vage Weise zum Ausdruck brachte, dass ihn die Sache überforderte. So revolutionär die Baureihe sein mochte – sensorbasierte Steuerung, Rückkopplung von Sinneseindrücken, flexibles und autonomes Handeln –, änderte sie doch nichts daran, dass Roboter Maschinen waren, die in Schablonen dachten. Er sah die Splitter und sah sie doch nicht. Wohl wusste er, dass sie da waren, nicht aber, *was* sie waren. Ebenso registrierte er den Riss, vermochte ihn allerdings mit keiner ihm bekannten Information in Übereinstimmung zu bringen. Damit existierten die defekten Stellen für ihn nicht. Als Folge war ihm schleierhaft, was genau er eigentlich reinigen sollte, also reinigte er gar nichts.

Ein Hauch Bewusstsein, und Roboter hätten ihre Existenz als wirklich sorgenfrei empfunden.

Andere sorgten sich umso mehr. Vic Thorn hatte ausgiebig geduscht, *My Way* gehört, T-Shirt, Turnschuhe und Shorts angezogen und soeben beschlossen, den Tag im Fitnessstudio zu beginnen, als ihn der Anruf aus der Zentrale erreichte.

»Sie könnten uns bei der Lösung eines Problems behilflich sein«, sagte Ed Haskin, in dessen Zuständigkeit der Raumhafen und die daran gekoppelten Systeme fielen.

»Jetzt gleich?« Thorn zögerte. »Ich wollte kurz aufs Laufband.«

»Besser gleich.«

»Was ist los?«

»Sieht so aus, als gäbe es Schwierigkeiten mit Ihrem Raumschiff.«

Thorn nagte an seiner Unterlippe. Bei der Vorstellung, sein Abflug könne sich verzögern, schrillten tausend Alarmglocken in seinem Kopf. Schlecht, ganz schlecht! Das Schiff sollte den Hafen um die Mittagszeit verlassen, mit ihm und sieben weiteren Astronauten an Bord, um die Besatzung der amerikanischen Mondbasis abzulösen, die nach sechs Monaten Trabantenexil Fieberträume von asphaltierten Straßen, tapezierten Wohnungen, Wüsten, Wiesen und einem Himmel voller Farbe, Wolken und Regen heimsuchten. Obendrein war Thorn als einer der beiden Piloten für den zweieinhalbtägigen Flug vorgesehen, als Crewchef zu allem Überfluss, was erklärte, dass man ausgerechnet ihn ansprach. Und noch einen Grund gab es, warum ihm jede Verzögerung mehr als ungelegen kam –

»Was ist denn los mit der Kiste?«, fragte er betont gleichgültig. »Will sie nicht fliegen?«

»Oh, fliegen will sie schon, aber sie kann nicht. Es hat eine Panne

beim Beladen gegeben. Der Manipulator ist ausgefallen und blockiert die Luken. Wir können den Frachtraum nicht schließen.«

»Ach so.« Erleichterung durchströmte Thorn. Mit einem defekten Manipulator ließ sich fertigwerden. »Und kennt ihr den Grund für den Ausfall?«

»*Debris*. Scharfer Beschuss.«

Thorn seufzte. *Space debris!* Weltraumschrott, dessen unliebsame Allgegenwart sich einer beispiellosen orbitalen Rushhour verdankte, eingeleitet in den fünfziger Jahren von den Sowjets mit ihren Sputniks. Seither zirkulierten in jeglicher Höhe die Überbleibsel Tausender Missionen: leer gebrannte Raketenstufen, ausgemusterte und vergessene Satelliten, Trümmer zahlloser Explosionen und Zusammenstöße, vom kompletten Reaktor bis hin zu winzigen Schlackebröckchen, Tröpfchen gefrorenen Kühlmittels, Schrauben und Drähtchen, Kunststoff- und Metallteilchen, Fetzen von Goldfolie und Rudimenten abgeblätterter Farbe. Die ständige Frakturierung der Bruchstücke durch immer neue Kollisionen zog deren nagetierhafte Vermehrung nach sich. Inzwischen wurde alleine das Vorhandensein von Objekten, die größer als ein Zentimeter waren, auf 900 000 geschätzt. Kaum drei Prozent davon unterlagen ständiger Beobachtung, der ominöse Rest, zuzüglich Milliarden kleinerer Partikel und Mikrometeoriten, war irgendwohin unterwegs – im Zweifel, mit der Unvermeidbarkeit, mit der Insekten an Windschutzscheiben endeten, auf einen zu.

Das Problem war, dass eine Wespe, die mit dem Impuls eines gleich großen Stückchens *Space Debris* in eine Luxuslimousine gesaut wäre, die kinetische Energie einer Handgranate entwickelt und einen Totalschaden verursacht hätte. Geschwindigkeiten gegenläufiger Objekte addierten sich im All auf vernichtende Weise. Selbst Partikel im Mikrometerbereich wirkten sich auf Dauer zerstörerisch aus, schliffen Solarpaneele blind, zersetzten die Oberflächen von Satelliten und rauten die Außenhüllen von Raumschiffen auf. Erdnaher Schrott verglühte über kurz oder lang in den oberen Schichten der Atmosphäre, allerdings nur, um durch neuen ersetzt zu werden. Mit zunehmender Höhe verlängerte sich seine Lebensdauer, und im Orbit der Raumstation verblieb er theoretisch bis in alle Ewigkeit. Einzig, dass man mehrere der gefährlichen Objekte kannte und ihre Flugbahnen Wochen und Monate im Voraus berechnen konnte, verhiess einen gewissen Trost, weil es die Astronauten befähigte, die komplette Station einfach aus dem Weg zu steuern. Das Ding, das in den Manipulator gekracht war, hatte offenbar nicht dazugehört.

»Und was kann ich tun?«, fragte Thorn.

»Na ja, Crewzeit.« Haskin lachte genervt. »Sie wissen schon, knappe Ressource. Der Roboter kriegt das alleine nicht auf die Reihe. Wir müssten zu zweit raus, aber im Augenblick hab ich nur eine Kraft verfügbar. Würden Sie einspringen?«

Thorn überlegte nicht lange. Es war von epochaler Wichtigkeit, dass er pünktlich hier wegkam, außerdem mochte er Weltraumspaziergänge.

»Alles klar«, sagte er.

»Sie gehen mit Karina Spektor raus.«

Noch besser. Er hatte Spektor am Abend zuvor im Crew-Restaurant kennengelernt, eine russischstämmige Expertin für Robotik mit hohen Wangenknochen und katzengrünen Augen, die auf seine Flirtversuche mit erfreulicher Bereitschaft zur Völkerverständigung reagiert hatte.

»Bin unterwegs!«, sagte er.

– *in a city that never sleeps* –

Städte pfl egten Lärm zu erzeugen. Straßen, in denen die Luft von Akustik kochte. Menschen, die sich bemerkbar machten, indem sie hupten, riefen, piffen, schwatzen, lachten, jammerten, schrien. Geräusch als sozialer Kitt, codiert zur Kakophonie. Gitarristen, Sänger, Saxofonspieler in Hauseingängen und U-Bahn-Schächten. Krähen, Missmut äußernd, blaffende Hunde. Das Widerhallen von Baumaschinen, dröhnende Pressluftschlämmer, Metall auf Metall. Unerwartete, vertraute, schmeichelnde, schrille, spitze, dunkle, rätselhafte, an- und abschwellende, herannahende und entfliehende Geräusche, solche, die aufstiegen wie Gas, andere Volltreffer in Magengrube und Gehörgang. Verkehrsgrundrauschen. Der protzige Bassbariton schwerer Limousinen im Disput mit mäkeligen Mopeds, mit dem Schnurren von Elektromobilen, der Herrschsucht von Sportwagen, aufgemotzten Motorrädern, dem pumpernden Geh-mal-zur-Seite der Busse. Musik aus Boutiquen. Schrittkonzerte in Fußgängerzonen, Schlendern, Schlurfen, Stolzieren, Dahineilen, der Himmel schwingend vom Donner ferner Flugzeugturbinen, die ganze Stadt eine einzige Glocke.

Außerhalb der Weltraumstadt:

Nichts davon.

So vertraut es im Innern der Wohnmodule, Labors, Kontrollräume, Verbindungstunnel, Freizeit zonen und Restaurants lärmte, die sich auf einer Gesamthöhe von 280 Metern verteilten, so gespenstisch mutete

es an, wenn man die Station erstmals zur EVA verließ, zur *Extravehicular Activity*, dem Außeneinsatz. Überganglos war man draußen, wirklich draußen, so was von draußen wie sonst nirgendwo. Jenseits der Luftschleusen endete alle Akustik. Natürlich ertaubte man nicht zur Gänze. Sich selbst vernahm man sehr wohl, außerdem das Rauschen der im Anzug eingebauten Klimaanlage und natürlich den Sprechfunk, doch spielte sich all das im Innern des tragbaren Raumschiffs ab, in dem man steckte.

Drum herum, im Vakuum, herrschte perfekte Stille. Man erblickte die gewaltige Struktur der Station, schaute in erleuchtete Fenster, sah das eisige Strahlen der Flutlichtbatterien hoch oben, wo riesige Raumschiffe zusammengebaut wurden, die nie auf einem Planeten landen würden und nur in der Schwerelosigkeit Bestand hatten, gewährte industrielle Betriebsamkeit, das Umherfahren und Recken der Kräne auf dem äußeren Ring und den Zubringern zum Innenbereich, beobachtete Roboter im freien Fall, lebendigen Wesen ähnlich genug, dass man geneigt war, sie nach dem Weg zu fragen – und intuitiv, überwältigt von der Schönheit der Architektur, der fernen Erde und der kalt starrenden Sterne, deren Licht von keiner Atmosphäre gestreut wurde, erwartete man eine geheimnisvolle oder pathetische Musik zu hören. Doch der Weltraum blieb stumm, seine Erhabenheit fand ihre Orchestrierung einzig im eigenen Atem.

In Gesellschaft Karina Spektors schwebte Thorn durch die Leere und Stille auf den defekten Manipulator zu. Ihre Anzüge, mit Steuerdüsen ausgestattet, ermöglichten ihnen, präzise zu navigieren. Sie glitten über die Docks des riesigen Raumhafens hinweg, der die turmartige Konstruktion der Station umspannte, breit wie eine Autobahn. Drei Mondshuttles ankerten zurzeit am Ring, zwei an Luftschleusen, Thorns Raumschiff auf Parkposition, außerdem die acht flugzeugähnlichen Evakuierungsgleiter. Im Grunde war der gesamte Ring ein einziger Rangierbahnhof, über den die Raumfahrzeuge ständig ihren Standort wechseln konnten, um die symmetrisch aufgebaute Station im Gleichgewicht zu halten.

Thorn und Spektor hatten sich vom Torus-2, dem Verteilermodul im Zentrum des Hafens, zu einer der Außenschleusen begeben, von wo es nicht weit bis zum Shuttle war. Weiß und massig, mit geöffneten Ladeluken, ruhte es im Sonnenlicht. Der erstarrte Arm des Manipulators ragte hoch darüber empor, knickte am Ellbogen jäh ab und verschwand im Frachtraum. Unmittelbar vor seiner Ankerplattform hing reglos Huros-ED-4. Den Blick unverwandt auf das blockierte Gelenk

gerichtet, haftete seiner Haltung etwas Missbilligendes an. Erst im letzten Moment rückte er ein Stück beiseite, damit sie den Schaden in Augenschein nehmen konnten. Natürlich resultierte sein Verhalten nicht aus kybernetischer Verschnupftheit, da ein Huros nicht einmal ansatzweise eine Vorstellung seiner selbst hatte, nur waren seine Bilder nicht mehr gefragt. Ab jetzt zählten die Eindrücke, welche die Helmkameras in die Zentrale schickten.

»Und?«, wollte Haskin wissen. »Was meint ihr?«

»Übel.« Spektor umfasste das Gestänge des Manipulators und zog sich näher heran. Thorn folgte ihr.

»Komisch«, sagte er. »Für mich sieht es so aus, als hätte irgendwas den Arm gestreift und diese Furche gerissen, aber die Elektronik scheint unbeschädigt zu sein.«

»Dann müsste er sich bewegen«, wandte Haskin ein.

»Nicht unbedingt«, sagte Spektor. Sie sprach ein slawisch aufgearautes Englisch, ziemlich erotisch, wie Thorn fand. Eigentlich schade, dass er keinen weiteren Tag bleiben konnte. »Beim Aufprall dürfte eine Menge Mikroschrott freigesetzt worden sein. Vielleicht leidet unser Freund an Verstopfung. Hat der Huros eine Umgebungsanalyse durchgeführt?«

»Leichte Kontamination. Was ist mit den Splintern? Könnten sie die Blockade aufgelöst haben?«

»Möglich. Stammen wahrscheinlich vom Arm selbst. Vielleicht hat sich auch was verzogen, und er steht unter Spannung.« Die Astronautin studierte eingehend das Gelenk. »Andererseits, das ist ein Manipulator, keine Kuchengabel. Das Objekt wird höchstens sieben oder acht Millimeter groß gewesen sein. Ich meine, es war nicht mal ein richtiger Impact, so was muss er eigentlich wegstecken können.«

»Du kennst dich ja mächtig gut aus«, meinte Thorn anerkennend.

»Kunststück«, lachte sie. »Ich beschäftige mich kaum noch mit was anderem. *Space debris* ist unser größtes Problem hier oben.«

»Und das da?« Er beugte sich vor und zeigte auf eine Stelle, wo ein winziges, helles Bröckchen herausstach: »Könnte das von einem Meteoriten stammen?«

Spektor folgte seinem ausgestreckten Zeigefinger.

»Auf jeden Fall stammt es von dem Ding, das den Arm getroffen hat. Näheres werden die Analysen ergeben.«

»Eben«, sagte Haskin. »Also beeilt euch. Ich schlage vor, ihr holt das Zeug mit dem Ethanolgebläse raus.«

»Haben wir so was denn?«, fragte Thorn.

»Der Huros hat so was«, erwiderte Spektor. »Wir können seinen linken Arm dafür benutzen, im Innern sind Tanks und an den Effektoren Düsen. Aber das müssen wir zu zweit machen, Vic. Schon mal mit einem Huros gearbeitet?«

»Nicht direkt.«

»Ich zeig's dir. Wir müssen ihn teilabschalten, um ihn als Werkzeug benutzen zu können. Das heißt, einer von uns muss helfen, ihn zu stabilisieren, während der andere –«

Im selben Moment erwachte der Manipulator zum Leben.

Der riesige Arm reckte sich aus dem Laderaum, stieß zurück, vollführte einen Schwenk, erfasste den Huros-ED und versetzte ihm einen Stoß, als sei er seiner Gesellschaft überdrüssig. Reflexartig drückte Thorn die Astronautin nach unten und aus der Kollisionszone heraus, konnte jedoch nicht verhindern, dass der Roboter ihre Schulter streifte und sie herumwirbelte. In letzter Sekunde gelang es Spektor, sich im Gestänge festzukrallen, dann prallte der Manipulator gegen Thorn, riss ihn weg von ihr und vom Ring und katapultierte ihn in den Weltraum.

Zurück! Er musste zurück!

Mit fliegenden Fingern versuchte er die Kontrolle über seine Steuerdüsen zu erlangen, gefolgt vom pirouettierenden Torso des Huros-ED, der näher und näher kam, Haskins und Spektors Schreie im Ohr. Der Unterleib des Roboters traf seinen Helm. Thorn überschlug sich und geriet in hilflose Kreiselbewegung, während er über den Rand der Ringebene geschleudert wurde und sich fürchterlich schnell von der Raumstation entfernte. Entsetzt begriff er, dass er im Bemühen, die Astronautin zu schützen, seine einzige Chance vertan hatte, sich selbst zu retten. In wilder Panik tastete er umher, fand endlich die Bedienelemente für die Steuerdüsen, zündete sie, um seine Flugbahn mit kurzen Stößen zu stabilisieren, den Kreiselkurs zu beruhigen, bekam keine Luft mehr, begriff, dass der Anzug Schaden genommen hatte, dass es aus war, schlug um sich, wollte schreien –

Sein Schrei gefror.

Vic Thorns Körper wurde hinausgetragen in die stille, endlose Nacht, und alles änderte sich in den Sekunden seines Sterbens, alles.





19. MAI 2025

[DIE INSEL]





## ISLA DE LAS ESTRELLAS, PAZIFISCHER OZEAN

Die Insel war wenig mehr als ein felsiger Brocken, der äquatorialen Linie aufgereiht wie eine Perle einer Schnur. Verglichen mit anderen Inseln der Umgebung nahmen sich ihre Reize eher bescheiden aus. Im Westen stach eine recht ansehnliche Steilküste aus dem Meer, gekrönt von tropischem Regenwald, der dunkel und undurchdringlich an zerklüfteten Vulkanflanken haftete und fast ausschließlich von Insekten, Spinnen und einer bemerkenswert hässlichen Fledermausart bewohnt wurde. Rinnsale hatten sich in Spalten und Schluchten gegraben, sammelten sich zu Sturzbächen und ergossen sich donnernd in den Ozean. Zur Ostseite fiel die Landschaft terrassenförmig ab, durchsetzt von felsigen Erhebungen und weitgehend kahl. Palmenbestandene Strände suchte man vergebens. Schwarzer Basaltsand kennzeichnete die wenigen Buchten, über die das Landesinnere zugänglich war. Auf steinernen Vorposten im Brandungsgewitter sonnten sich regenbogenfarbene Eidechsen. Ihr Tagesablauf bestand darin, sich bis zu einem Meter in die Höhe zu katapultieren und nach Insekten zu schnappen, dürftiger Klimax eines ansonsten höhepunktlosen Repertoires an Naturschauspielen. Auf's Ganze gesehen hatte die Isla kaum etwas zu bieten, was es woanders nicht in schöner, größer und höher gab.

Hingegen war ihre geografische Position makellos.

Tatsächlich lag sie exakt auf der Erdmitte, wo Nord- und Südhalbkugel aneinandergrenzten, 550 Kilometer westlich von Ecuador und damit weit abseits jeglicher Flugrouten. Stürme traten in diesem Teil der Welt nicht auf. Größere Zusammenballungen von Wolken waren selten, nie zuckten Blitze. Während der ersten Jahreshälfte konnte es regnen, heftig und stundenlang, ohne dass der Wind sonderlich auffrischte. Kaum je unterschritten die Temperaturen 22 °C, meist lagen sie deutlich höher. Weil zudem unbewohnt und wirtschaftlich ohne Nutzen, hatte das ecuadorianische Parlament die Insel gegen eine erquickliche Aufbesserung des Staatshaushalts nur allzu gerne für die nächsten 40 Jahre an neue Mieter abgetreten, die sie als Erstes von Isla Leona in Isla de las Estrellas umtaufte: STELLAR ISLAND, Insel der Sterne.

Im Folgenden verschwand ein Teil des Osthangs unter einer Anhäufung von Glas und Stahl, die prompt den Zorn aller Tierschützer

auf sich vereinte. Allerdings blieb der Bau ohne ökologische Folgen. Geschwader lärmender Seevögel, unbeeindruckt von den Zeugnissen menschlicher Präsenz, tünchten Architektur und Fels mit ihrem Kot wie eh und je. Vorstellungen von Schönheit beschäftigten die Tiere nicht, und den Menschen stand der Sinn nach Höherem als Gabelschwanzmöwen und Sandregenpfeifern. Ohnehin waren es nicht viele, die ihren Fuß bislang auf die Insel gesetzt hatten, und alles sprach dafür, dass sie auch in Zukunft ein ziemlich exklusiver Ort bleiben würde.

Zugleich beschäftigte nichts die Fantasie der gesamten Menschheit so sehr wie diese Insel.

Sie mochte ein schroffer Haufen Vogelscheiße sein und galt dennoch als außergewöhnlichster, vielleicht hoffnungsvollster Platz der Welt. Dabei ging die eigentliche Magie von einem Objekt rund zwei Seemeilen davor aus, einer gigantischen Plattform, ruhend auf fünf haushohen Säulenpontons. Näherte man sich ihr an dunstigen Tagen, nahm man ihre Besonderheit zunächst nicht wahr. Man erblickte flache Aufbauten, Kraftwerke und Tanks, eine Landefläche für Hubschrauber, ein Terminal samt Tower, Antennen und Radioteleskopen. Die Gesamtheit des Ensembles erinnerte an einen Flughafen, nur dass nirgendwo eine Landebahn zu sehen war. Stattdessen entwuchs dem Zentrum ein zylindrischer Bau gewaltigen Ausmaßes, ein schimmernder Koloss, aus dessen Seiten Bündel von Rohrleitungen mäanderten. Erst mit zusammengekniffenen Augen erkannte man den dünnen, schwarzen Strich, der dem Zylinder entsprang und steil aufwärtsstrebte. Hingen die Wolken tief, verschluckten sie ihn nach wenigen hundert Metern, und man fragte sich unwillkürlich, was man zu Gesicht bekäme, sollte es aufklaren. Selbst, wer es besser wusste – im Prinzip also jeder, der es so weit gebracht hatte, die Hochsicherheitszone zu durchqueren –, erwartete irgendetwas zu sehen, in das der Strich mündete, einen festen Punkt, an dem die überforderte Fantasie sich aufhängen konnte.

Doch da war nichts.

Auch bei strahlendem Sonnenschein und tiefblauem Himmel ließ sich kein Ende der Linie ausmachen. Sie wurde dünner und dünner, bis sie sich in der Atmosphäre zu entmaterialisieren schien. Setzte man den Feldstecher an, verlor sie sich lediglich ein bisschen höher. Man starrte, bis die Halswirbel schmerzten, Julian Orleys legendär gewordene Bemerkung im Ohr, die Isla de las Estrellas sei das Erdgeschoss der Ewigkeit – und begann zu ahnen, was er damit gemeint hatte.

Ebenso strapazierte an diesem Tag auch Carl Hanna seinen Nacken, verrenkte sich auf dem Sitz des Helikopters, um wie blöde hinauf ins

Blau zu glotzen, während unter ihm zwei Finnwale durchs pazifische Azur pflügte. Hanna verschwendete keinen Blick daran. Als der Pilot ihn zum wiederholten Male auf die seltenen Tiere hinwies, hörte er sich murmeln, dass es nichts Uninteressanteres gäbe als das Meer.

Der Helikopter beschrieb eine Kurve und dröhnte der Plattform entgegen. Kurz verschwamm der Strich vor Hannas Augen, schien sich aufzulösen, dann stand er wieder deutlich sichtbar im Himmel, schnurgerade wie mit dem Lineal gezogen.

Im nächsten Moment hatte er sich verdoppelt.

»Es sind zwei«, bemerkte Mukesh Nair.

Der Inder strich sich das dicke schwarze Haar aus der Stirn. Sein dunkles Gesicht glühte vor Freude, die Nüstern seiner gurkenförmigen Nase blähten sich, als wolle er den Moment inhalieren.

»Natürlich sind es zwei.« Sushma, seine Frau, streckte Zeige- und Mittelfinger aus wie jemand, der einen Erstklässler vor sich hat. »Zwei Kabinen, zwei Seile.«

»Weiß ich doch, weiß ich!« Nair winkte ungeduldig ab. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. Er sah Hanna an. »Was für ein Wunder! Wissen Sie, wie breit diese Seile sind?«

»Etwas über einen Meter, glaube ich.« Hanna lächelte zurück.

»Kurzzeitig waren sie weg.« Nair sah kopfschüttelnd hinaus. »Einfach verschwunden.«

»Stimmt.«

»Sie haben das auch gesehen? Und du? Sie flimmerten wie eine Fata Morgana. Hast du es auch –«

»Ja, Mukesh. Ich hab's auch gesehen.«

»Ich dachte schon, ich hätte mir das eingebildet.«

»Nein, hast du nicht«, sagte Sushma freundlich und legte ihm eine kleine, paddelförmige Hand aufs Knie. Auf Hanna wirkten die beiden wie von Fernando Botero gefertigt. Die gleiche rundliche Figur, die gleichen kurzen, wie aufgepumpt wirkenden Extremitäten.

Er schaute wieder aus dem Fenster.

Der Hubschrauber hielt gebührenden Abstand zu den Seilen, während er an der Plattform vorbeizog. Nur autorisierte Piloten der NASA oder von ORLEY ENTERPRISES durften diese Route fliegen, wenn sie Gäste zur Isla de las Estrellas brachten. Hanna versuchte einen Blick ins Innere des Zylinders zu erhaschen, wo die Seile verschwanden, doch die Entfernung war zu groß. Im nächsten Moment hatten sie die Plattform hinter sich gelassen und schwenkten auf die Isla ein. Unter ihnen huschte der Schatten der Maschine über tiefblaue Wellen.

»Diese Seile müssen doch extrem dünn sein, wenn man sie von der Seite nicht sieht«, sinnierte Nair. »Also, platt. Ich meine, flach. Sind es überhaupt Seile?« Er lachte und rang die Hände. »Wohl eher Bänder, was? Wahrscheinlich alles falsch. Mein Gott, was soll ich sagen? Ich bin auf einem Acker groß geworden. Auf einem Acker!«

Hanna nickte. Während des Fluges von Quito hierher waren sie ins Gespräch gekommen, aber auch so wusste er, dass Mukesh Nair zu Äckern eine innige Beziehung pflegte. Ein genügsamer Bauernsohn aus Hoshiarpur in Punjab, der gerne gut aß, dabei einen Straßenstand jedem Drei-Sterne-Restaurant vorzog, die Anliegen und Meinungen einfacher Leute höher einschätzte als Small Talk auf Empfängen und Vernissagen, vorzugsweise Economy Class flog und teure Kleidung so sehr begehrte wie ein Kragenbär eine Krawatte. Zugleich gehörte Mukesh Nair mit einem geschätzten Privatvermögen von 46 Milliarden Dollar zu den zehn reichsten Menschen der Welt und dachte alles andere als bäuerlich. Er hatte Agrikultur in Ludhiana und Volkswirtschaft an der Universität von Bombay studiert, war Träger des Padma Vibhushan, des zweithöchsten indischen Ordens für zivile Verdienste, und unangefochtener Marktführer, was die Versorgung der Welt mit indischem Obst und Gemüse betraf. Hanna kannte die Vita von Mister TOMATO, wie Nair allseits genannt wurde, bis ins Detail, so wie er die Lebensläufe sämtlicher Gäste studiert hatte, die zu dem Treffen anreisten.

»Jetzt schauen Sie mal, schauen Sie sich das mal an da!«, rief Nair. »Auch nicht schlecht, was?«

Hanna reckte den Kopf. Der Helikopter hielt auf den Osthang der Insel zu, sodass sie perfekte Sicht auf das STELLAR ISLAND HOTEL genossen. Wie ein gestrandeter Ozeandampfer ruhte es in den Hängen, sieben übereinandergeschichtete, stufig zurückweichende Stockwerke, die einen ausgreifenden Bug mit einem riesigen Swimmingpool überblickten. Jedes Zimmer gebot über sein eigenes Sonnendeck. Den höchsten Punkt des Gebäudes bildete eine kreisrunde Terrasse, zur Hälfte überspannt von einer gewaltigen, gläsernen Sphäre. Hanna erkannte Tische und Stühle, Liegen, Anrichten, eine Bar. Mittschiffs lag ein flach gehaltener Teil, offenbar die Lobby, im Norden begrenzt vom heckartigen Aufbau eines Hubschrauberlandeplatzes. Architektur wechselte mit Abschnitten schroffen Gesteins, als habe man versucht, ein Kreuzfahrtschiff unmittelbar vor die Insel zu beamen, und sich dabei um einige hundert Meter landeinwärts verrechnet. Hanna schätzte, dass Teile der Hotelanlage in den Berg hineingesprengt worden waren.

Ein Fußweg, unterbrochen von Treppen, schlängelte sich hinab, durchquerte ein begrüntes Plateau, dessen Gestaltung zu harmonisch wirkte, um natürlichen Ursprungs zu sein, führte weiter abwärts und mündete in einen umlaufenden Küstenpfad.

»Ein Golfplatz«, murmelte Nair verzückt. »Wie wunderbar.«

»Pardon, aber ich dachte, Sie bevorzugen es schlicht.« Und als der Inder ihn erstaunt ansah, fügte Hanna hinzu: »Laut eigener Aussage. Schlichte Restaurants. Einfache Leute. Holzklasse.«

»Da verwechseln Sie was.«

»Glaubt man den Medien, sind Sie für eine Person des öffentlichen Lebens überraschend geügsam.«

»Ach was! Ich versuche, mich aus dem sogenannten öffentlichen Leben rauszuhalten. Die Zahl der Interviews, die ich in den letzten Jahren gegeben habe, kann man an einer Hand abzählen. Wenn TOMATO eine gute Presse bekommt, bin ich zufrieden, Hauptsache, niemand versucht, mich vor eine Kamera oder ein Mikrofon zu zerren.« Nair legte die Stirn in Falten. »Im Übrigen haben Sie recht, Luxus ist nichts, was ich zum Leben brauche. Ich komme aus einem winzigen Dorf. Wie viel Geld man hat, spielt keine Rolle. Innerlich lebe ich immer noch in diesem Dorf, es hat sich lediglich ein bisschen vergrößert.«

»Um ein paar Erdteile beiderseits des Indischen Ozeans«, frotzelte Hanna. »Verstehe.«

»Na und?« Nair grinste. »Wie ich schon sagte, Sie verwechseln da was.«

»Was denn?«

»Schauen Sie, es ist ganz einfach. Die Plattform, die wir da eben überflogen haben – so was beschäftigt mich im Herzen. An diesen Seilen hängt möglicherweise das Schicksal der gesamten Menschheit. Dieses Hotel hingegen fasziniert mich in etwa so, wie einen das Theater fasziniert. Es macht Spaß, also geht man von Zeit zu Zeit hin. Nur dass die meisten Menschen, kaum dass sie zu Geld gelangen, zu glauben beginnen, das Theater sei das wahre Leben. Am liebsten würden sie auf der Bühne wohnen, sich jeden Tag aufs Neue verkleiden, eine Rolle spielen. Da fällt mir ein, kennen Sie eigentlich den Witz von dem Psychologen, der einen Löwen fangen will?«

»Nein.«

»Also, wie fängt ein Psychologe einen Löwen?«

»Keine Ahnung.«

»Ganz einfach. Er geht in die Wüste, stellt einen Käfig auf, setzt sich hinein und beschließt, drinnen sei draußen.«

Hanna grinste. Nair schüttelte sich vor Lachen.

»Verstehen Sie, so was liegt mir nicht, war nie mein Ding. Ich will in keinem Käfig sitzen und auf keiner Bühne wohnen. Trotzdem werde ich die nächsten zwei Wochen genießen, darauf können Sie wetten. Bevor es morgen losgeht, werde ich da unten eine Partie Golf spielen und es lieben! Aber nach den vierzehn Tagen gehe ich wieder nach Hause, wo man über einen Witz lacht, weil er gut ist, und nicht, weil ihn ein Reicher erzählt. Ich werde essen, was mir schmeckt, und nicht, was teuer ist. Ich werde mich mit Menschen unterhalten, weil ich sie mag, nicht, weil sie prominent sind. Viele dieser Menschen haben nicht das Geld, in meine Restaurants zu gehen, also gehe ich in ihre.«

»Kapiert«, sagte Hanna.

Nair rieb seine Nase. »Auf die Gefahr hin, Sie zu deprimieren – von Ihnen weiß ich eigentlich gar nichts.«

»Weil du den ganzen Flug über von dir geredet hast«, bemerkte Sushma tadelnd.

»Habe ich das? Sie müssen mein Mitteilungsbedürfnis entschuldigen.«

»Schon in Ordnung.« Hanna winkte ab. »Über mich gibt es nicht so viel zu erzählen. Ich arbeite eher im Stillen.«

»Investment?«

»Genau.«

»Interessant.« Nair schürzte die Lippen. »Welche Branchen?«

»Hauptsächlich Energie. Und ein bisschen was von allem.« Hanna zögerte. »Es wird Sie vielleicht interessieren, dass ich in Neu-Delhi geboren bin.«

Der Hubschrauber sank dem Heliport entgegen. Die Landefläche bot Platz für drei Maschinen seiner Größe und war mit einem fluoreszierenden Symbol gekennzeichnet, einem silbrigen O, um das ein stilisierter, orangefarbener Mond kreiste: das Firmenlogo von ORLEY ENTERPRISES. Am Rand des Heliports erkannte Hanna einheitlich gekleidete Menschen, um Reisende und Gepäck in Empfang zu nehmen. Eine schlanke Frau in einem hellen Hosenanzug löste sich von der Gruppe. Der Wind der Rotorblätter zerzte an ihrer Kleidung, ihr Haar schimmerte in der Sonne.

»Sie kommen aus Neu-Delhi?« Sushma Nair, sichtlich angetan von Hannas unerwarteter Eröffnung, rückte näher heran. »Wie lange haben Sie denn da gelebt?«

Sacht setzte die Maschine auf. Die Tür schwang zur Seite, eine Trittleiter entfaltete sich.

»Unterhalten wir uns am Pool darüber«, vertröstete sie Hanna, ließ beiden den Vortritt und folgte ihnen ohne große Eile. Nairs Lächeln

gewann an Zahnschmelz. Er strahlte die Wartenden an, die Umgebung und das Leben, sog Inselluft in seine Nüstern, sagte »Ah!« und »Unglaublich!«. Kaum dass er der Frau im Hosenanzug ansichtig wurde, begann er, die Anlage in den höchsten Tönen zu lobpreisen. Sushma mischte indifferente Laute des Wohlgefallens mit hinein. Die schlanke Frau bedankte sich. Nair redete weiter, ohne Unterlass. Wie wunderbar alles sei. Wie gelungen. Hanna übte sich in Geduld, während er ihre Erscheinung auf sich wirken ließ. Ende dreißig, das aschblonde Haar zum Helm hochgesteckt, gepflegt und zugleich von jener natürlichen Anmut, die sich ihrer selbst nie ganz bewusst ist, hätte sie die Venusfalle in jedem Werbefilm für ein Kreditinstitut oder eine Kosmetikserie abgeben können. Tatsächlich leitete sie ORLEY TRAVEL, Orleys Touristik-Ableger, was sie zur zweitwichtigsten Person im größten Wirtschaftsimperium der Welt machte.

»Carl.« Sie lächelte und reichte ihm die Hand. Hanna sah in meerblaue Augen, unwirklich intensiv, die Iris dunkel umrandet. Die Augen ihres Vaters. »Schön, dass Sie unser Gast sind!«

»Danke für die Einladung.« Er erwiderte ihren Händedruck und senkte die Stimme: »Wissen Sie, ich hatte ein paar nette Bemerkungen über das Hotel vorbereitet, aber ich fürchte, mein Vorgänger hat mein ganzes Pulver in seiner eigenen Flinte verschossen.«

»Haha! Ha!« Nair schlug ihm auf die Schulter. »Tut mir leid, mein Freund, aber wir haben Bollywood! Gegen so viel Poesie und Pathos werden Sie mit Ihrem kanadischen Zedernholzcharme nie ankommen.«

»Hören Sie nicht auf ihn«, sagte Lynn, ohne den Blick abzuwenden. »Ich bin durchaus empfänglich für kanadischen Charme. Auch für die wortlose Variante.«

»Dann will ich mich mal nicht entmutigen lassen«, versprach Hanna.

»Alles andere würde ich Ihnen verübeln.«

Um sie herum waren dienstbare Geister damit befasst, Berge abgewetzt aussehender Gepäckstücke auszuladen. Hanna vermutete, dass sie den Nairs gehörten. Solide gearbeitetes, seit alttestamentarischen Zeiten in Gebrauch befindliches Zeug. Er selbst hatte nur einen kleinen Koffer und eine Reisetasche mitgenommen.

»Kommen Sie«, sagte Lynn herzlich. »Ich zeige Ihnen die Zimmer.«

Tim sah seine Schwester von der Terrasse aus mit einem indisch aussehenden Paar und einem athletisch proportionierten Mann den Heliport verlassen und zum Rezeptionsgebäude gehen. Er und Amber bewohnten ein Eckzimmer im fünften Stock, von wo sich ein perfekter Panoramablick bot. In einiger Entfernung leuchtete die Plattform



in der Sonne, zu der sie am folgenden Morgen übersetzen würden. Ein weiterer Helikopter näherte sich der Insel, das Knattern der Rotoren eilte ihm voraus.

Er legte den Kopf in den Nacken.

Ein Tag von seltener, kristallener Klarheit.

Der Himmel spannte sich als tiefblaue Kuppel über das Meer. Wie zur Verzierung oder als Orientierungshilfe hing eine einzige, ausgefranste Wolke darin, scheinbar reglos. Tim musste an einen alten Film denken, den er vor Jahren gesehen hatte, eine Tragikomödie, in der ein Mann in einer Kleinstadt aufwuchs, ohne sie je verlassen zu haben. Er war dort zur Schule gegangen, hatte geheiratet, einen Job angenommen, traf sich mit Freunden, die er von Kindesbeinen an kannte – und dann, mit Mitte 30, machte er die Entdeckung, dass er der unfreiwillige Star einer Fernsehshow und die Stadt eine einzige, kolossale Fälschung war, vollgestopft mit Kameras, falschen Wänden und Bühnenlicht. Alle Einwohner außer ihm waren Schauspieler mit Verträgen auf Lebenszeit, auf *seine* Lebenszeit natürlich, und konsequenterweise erwies sich der Himmel als blau angemalte, riesige Kuppel.

Tim Orley kniff ein Auge zusammen und hielt den rechten Zeigefinger so in die Höhe, dass die Spitze den unteren Rand der Wolke zu berühren schien. Sie balancierte darauf wie ein Wattebausch.

»Willst du was trinken?«, rief Amber von drinnen.

Er antwortete nicht, sondern umspannte sein Handgelenk mit der Linken und versuchte, den Finger so ruhig wie möglich zu halten. Zuerst tat sich gar nichts. Dann, unendlich langsam, verschob sich die winzige Wolke Richtung Osten.

»Die Bar ist vollgepackt bis an den Rand. Ich nehm' ein Bitter Lemon. Was willst du?«

Sie bewegte sich. Sie würde weiterziehen. Aus unerfindlichen Gründen trug es zu Tims Beruhigung bei, dass die Wolke da oben nicht angegelt oder aufgemalt war.

»Was?«, fragte er.

»Ich fragte, was du trinken möchtest.«

»Ja.«

»Also was?«

»Keine Ahnung.«

»Meine Güte. Ich schau mal, ob sie's haben.«

Er widmete sich wieder Lynn. Amber kam zu ihm auf die Terrasse und ließ verführerisch eine geöffnete Flasche Coca-Cola zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her schwingen. Tim nahm sie me-

chanisch in Empfang, setzte sie an die Lippen und trank, ohne zu registrieren, was er in sich hineinschüttete. Seine Frau beobachtete ihn. Dann richtete sie den Blick nach unten, wo Tims Schwester samt ihrer kleinen Gefolgschaft soeben in der Rezeption verschwand.

»Ach so«, stellte sie fest.

Er schwieg.

»Du machst dir immer noch Sorgen?«

»Kennst mich doch.«

»Wozu? Lynn sieht gut aus.« Amber lehnte sich gegen das Geländer und nuckelte geräuschvoll an ihrer Limonade. »Sehr gut sogar, wenn du mich fragst.«

»Das ist es ja, was mir Sorgen macht.«

»Dass sie gut aussieht?«

»Du weißt genau, was ich meine. Sie versucht schon wieder, perfekter als perfekt zu sein.«

»Ach, Tim –«

»Du hast sie doch vorhin erlebt, oder?«

»Ich hab vor allen Dingen erlebt, dass sie hier alles im Griff hat.«

»Alles hier hat *Lynn* im Griff!«

»Schön, was soll sie deiner Meinung nach tun? Julian hat einen Haufen stinkreicher Exzentriker eingeladen, um die sie sich kümmern muss. Er hat ihnen zwei Wochen in den exklusivsten Hotels aller Zeiten versprochen, und für alle ist Lynn nun mal verantwortlich. Soll sie anfangen zu schludern, muffig und unfrisiert durch die Gegend laufen, ihre Gäste vernachlässigen, nur der Einsicht halber, dass sie ein Mensch ist?«

»Natürlich nicht.«

»Das hier ist ein Zirkus, Tim! Sie ist die Direktorin. Sie *muss* perfekt sein, andernfalls fressen sie die Löwen.«

»Das weiß ich«, sagte Tim ungeduldig. »Darum geht es nicht. Ich bemerke nur wieder dieses Gehetzte an ihr.«

»Sie schien mir nicht sonderlich gehetzt.«

»Weil sie dich täuscht. Weil sie jeden täuscht. Du weißt doch, wie gut ihr Außenministerium funktioniert.«

»Entschuldige, aber kann es sein, dass du das alles ein bisschen dramatisierst?«

»Ich dramatisiere gar nichts. Wirklich nicht. Ob es eine brillante Idee war, den ganzen Blödsinn hier überhaupt mitzumachen, sei dahingestellt, aber gut, nicht zu ändern. Du und Julian, ihr habt –«

»He!« In Ambers Augen blitzte es warnend auf. »Sag nicht wieder, wir hätten dich breitgeschlagen.«

»Was denn sonst?«

»Niemand hat dich breitgeschlagen.«

»Also, bitte! Ihr habt höllisch insistiert.«

»Und? Wie alt bist du? Fünf? Wenn du partout nicht gewollt hättest –«

»Ich wollte auch nicht. Ich bin Lynn zuliebe hier.« Tim seufzte und fuhr sich über die Augen. »Okay, okay! Sie *sieht* fantastisch aus! Sie scheint stabil zu sein. Trotzdem.«

»Tim. Sie hat dieses Hotel *gebaut!*«

»Klar.« Er nickte. »Schon klar. Und es ist super! Ehrlich.«

»Ich nehm dich ernst. Ich will nur nicht, dass du Lynn vorschiebst, weil du's mit deinem Vater nicht auf die Reihe kriegst.«

Tim schmeckte die Bitterkeit der Kränkung. Er wandte sich zu ihr um und schüttelte den Kopf.

»Das ist unfair«, sagte er leise.

Amber drehte ihre Limonadenflasche zwischen den Fingern. Eine Weile herrschte Schweigen. Dann legte sie die Arme um seinen Nacken und gab ihm einen Kuss.

»Entschuldige.«

»Schon gut.«

»Hast du noch mal mit Julian darüber gesprochen?«

»Ja, und dreimal darfst du raten. Er besteht darauf, es ginge ihr prächtig. Du sagst, sie sähe aus wie das blühende Leben. Also bin ich der Idiot.«

»Natürlich bist du das. Der liebenswerteste Idiot, der je genervt hat.«

Tim grinste schief. Er drückte Amber an sich, doch sein Blick war über die Brüstung gerichtet. Der Hubschrauber, der den Athleten und das indische Paar hergebracht hatte, zog wummernd aufs offene Meer hinaus. Dafür stand die nächste Maschine über dem Heliport und setzte zur Landung an. Unten verließ Lynn die Rezeption, um die neuen Gäste in Empfang zu nehmen. Tims Augen schweiften über das abschüssige Gelände zwischen Hotel und Klippen, den verwaisten Golfplatz, folgten dem Weg hinunter zum Küstenpfad. Verwerfungen und Schluchten hatten den Bau mehrerer kleiner Brücken erforderlich gemacht, mit dem Ergebnis, dass man die komplette Ostseite der Isla de las Estrellas bequem erwandern konnte. Er sah jemanden den Pfad entlangschlendern. Aus der Gegenrichtung spurtete eine schmale Gestalt heran, deren Körper hell in der Sonne schimmerte.

Hell wie Elfenbein.

Finn O'Keefe sah sie und blieb stehen. Die Frau lief ein sportliches Tempo. Sie war eine eigenartige Erscheinung, mit gertenschlanken Gliedmaßen, fast an der Grenze zur Anorexie, doch wohlgeformt. Ihre Haut war schneeweiß, ebenso ihre langen, fliegenden Haare. Sie trug einen knapp geschnittenen, perlmuttfarbenen Badeanzug, gleichfarbene Turnschuhe und bewegte sich mit der Geschmeidigkeit einer Gazelle. Jemand, der auf Titelseiten gehörte.

»Hallo«, sagte er.

Die Frau stoppte ihren Lauf und kam mit federnden Schritten näher.

»Hi! Und wer bist du?«

»Finn.«

»Ach, richtig, Finn O'Keefe. Auf der Leinwand siehst du irgendwie anders aus.«

»Ich sehe immer irgendwie anders aus.«

Er streckte ihr die Hand entgegen. Ihre Finger, lang und feingliedrig, drückten überraschend fest zu. Jetzt, da sie dicht vor ihm stand, konnte er sehen, dass ihre Augenbrauen und Wimpern vom gleichen schimmernden Weiß waren wie ihre Haare, während die Iris ins Violette ging. Unter der schmalen, geraden Nase wölbte sich ein sinnlich geschwungener Mund mit fast farblosen Lippen. Auf Finn O'Keefe wirkte sie wie ein attraktives Alien, dessen straffe Haut hier und da zu knittern begann. Er schätzte, dass sie die vierzig knapp überschritten hatte.

»Und wer sind Sie – bist du?«

»Heidrun«, sagte sie. »Gehörst du auch zur Reisegruppe?«

Ihr Englisch klang, als würde es durch schartige Gänge getrieben. Er versuchte, ihren Akzent einzuordnen. Deutsche sprachen meist eine Art Sägezahnenglisch, das der Skandinavier war weich und melodiös. Heidrun, beschloss er, war weder Deutsche noch Dänin oder Schwedin.

»Ja«, sagte er. »Ich bin dabei.«

»Und? Schiss?«

Er lachte. Sie schien nicht im Geringsten beeindruckt, ihn hier anzutreffen. Der strapaziösen Bewunderung unzähliger Frauen ausgesetzt, die ihren Gatten lieber im Garten oder auf Dienstreise und ihn dafür in ihrem Bett gesehen hätten, von den Männern, die ihn liebten, ganz zu schweigen, war er eigentlich unentwegt auf der Flucht.

»Offen gestanden, schon. Ein bisschen.«

»Egal. Ich auch.«

Sie strich sich die schweißnasse Mähne aus der Stirn, wandte sich

um, spreizte Daumen und Zeigefinger beider Hände zu rechten Winkeln, führte die Spitzen zusammen und betrachtete die Plattform im Meer durch den so geschaffenen Rahmen. Nur wenn man sehr genau hinschaute, erkannte man den senkrechten, schwarzen Strich.

»Und was will er von dir?«, fragte sie unvermittelt.

»Wer?«

»Julian Orley.« Heidrun ließ die Hände sinken und richtete ihren violetten Blick auf ihn. »Er will doch was von jedem von uns.«

»Ach ja?«

»Tu nicht so. Andernfalls wären wir kaum hier, oder?«

»Hm.«

»Bist du reich?«

»Geht so.«

»Blöde Frage, Mann, du musst reich sein! Du bist der Gagenkönig, stimmt's? Wenn du nicht alles verjuxt hast, dürftest du einige hundert Millionen Dollar wert sein.« Sie legte neugierig den Kopf schief.

»Und? Bist du's?«

»Und du?«

»Ich?« Heidrun lachte. »Vergiss es. Ich bin Fotografin. Von dem, was ich besitze, könnte er nicht mal die Plattform neu streichen lassen. Sagen wir, er nimmt mich in Kauf. Ihm geht's um Walo.«

»Und wer ist das wieder?«

»Walo?« Sie zeigte hoch zum Hotel. »Mein Mann. Walo Ögi.«

»Sagt mir nichts.«

»Wundert mich nicht. Künstler sind unfähig, über Geld nachzudenken, und er tut nichts anderes.« Sie lächelte. »Allerdings hat er eine Menge guter Ideen, wie man es wieder ausgeben kann. Du wirst ihn mögen. Weißt du, wer außerdem noch hier ist?«

»Wer denn?«

»Evelyn Chambers.« Heidruns Lächeln bekam etwas Maliziöses. »Schätze, sie wird dich ganz schön durch die Mangel drehen. Hier kannst du ja noch vor ihr weglaufen, aber da oben –«

»Ich hab kein Problem, mit ihr zu sprechen.«

»Wetten, du hast eines?«

Heidrun drehte ihm den Rücken zu und begann den Pfad zum Hotel hinaufzusteigen. O'Keefe kam ihr nach. Tatsächlich hatte er ein sauriergroßes Problem, mit Evelyn Chambers zu sprechen, Amerikas Talklady Nummer eins. Er verabscheute Talkshows wie kaum etwas anderes auf der Welt. Schon ein Dutzend Mal, vielleicht auch öfter, hatte sie ihn zu *Chambers* eingeladen, ihrem quotengewaltigen

Seelenstriptease, der Millionen sozial depravierter Amerikaner allfreitagabendlich vor den Bildschirmen versammelte. Jedes Mal hatte er abesagt. Hier nun, ohne Gitter dazwischen, wäre er das Filetsteak und sie die Löwin.

Schauerhaft!

Sie passierten den Golfplatz.

»Du bist ein Albino«, sagte er.

»Schlauer Finn.«

»Keine Angst, zu verbrennen? Wegen – wie nennt man das –«

»Meiner ausgeprägten Melaninstörung und meiner lichtempfindlichen Augen«, leierte sie die Antwort herunter. »Nö, kein Problem. Ich trage stark filternde Kontaktlinsen.«

»Und deine Haut?«

»Wie schmeichelhaft«, spottete sie. »Finn O’Keefe interessiert sich für meine Haut.«

»Blödsinn. Es interessiert mich wirklich.«

»Natürlich ist sie völlig unterpigmentiert. Ohne Sonnenschutzmittel würde ich in Flammen aufgehen. Also benutze ich *Moving Mirrors*.«

»*Moving Mirrors*?«

»Ein Gel, versetzt mit Nanospiegeln, die sich je nach Sonnenstand ausrichten. Ein paar Stunden kann ich mich damit im Freien aufhalten, aber es sollte natürlich nicht zur Gewohnheit werden. – Was ist, Sportsfreund, gehen wir schwimmen?«

Nachdem sie den Tag vornehmlich damit verbracht hatte, Gäste vom Heliport zum Hotel zu geleiten und den Weg dorthin zurückzugehen, um die Ankunft des nächsten Hubschraubers abzuwarten, hin und her, her und hin, wunderte sich Lynn Orley eigentlich nur noch, nicht längst eine Furche in den Boden gelaufen zu haben.

Natürlich hatte sie zwischendurch etliches mehr getan. Andrew Norrington, stellvertretender Sicherheitschef von ORLEY ENTERPRISES, hatte die Isla de las Estrellas in eine Hochsicherheitszone verwandelt, dass man sich im Hotel California währte: *You can check out any time you like, but you can never leave!* Lynns Vorstellungen von Sicherheit umfassten Schutz, nicht aber dessen Zurschaustellung, während Norrington argumentierte, die Security könne sich nicht wie Heinzelmännchen in den Büschen verstecken. Sie führte ins Feld, es sei schwierig genug gewesen, den Anreisenden die Omnipräsenz ihres eigenen Begleitschutzes auszureden, verwies auf Oleg Rogaschow, der nur widerwillig sein halbes Dutzend Schlagetots zu Hause gelas-

sen habe, mit dem er üblicherweise anzurücken pflegte, und dass sich die Hälfte des Service-Personals schon jetzt aus Scharfschützen rekrutiere. Niemand wolle beim Joggen oder Golfen unentwegt auf finstere Gestalten stoßen, die den Ernstfall praktisch auf der Stirn stehen hatten. Im Übrigen hege sie große Sympathie für Waffen tragende Heinzelmännchen, die auf einen achtgaben, ohne dass man ständig über sie stolperte.

Nach zähem Ringen hatte Norrington seine Brigaden schließlich umformiert und Wege gefunden, sie der Umgebung anzupassen. Lynn wusste, dass sie ihm das Leben schwer machte, aber damit musste er zu recht kommen. Norrington war exzellent in seinem Job, hoch organisiert und verlässlich, allerdings auch Opfer jener infektiösen Paranoia, die früher oder später alle Personenschützer erfasste.

»Interessant«, sagte sie.

Neben ihr schnaubte Locatelli wie ein Pferd.

»Ja, aber sie wollten den Preis drücken! Mann, da bin ich ausgerastet. Ich hab gesagt, Moment. Moooment! Wisst ihr eigentlich, mit wem ihr es zu tun habt? Ihr Stricher! Ihr Affenhirne! Ich bin nicht vom Baum gestiegen, klar? Mich lockt man nicht mit Bananen aus dem Urwald. Entweder ihr spielt nach meinen Regeln oder ich werde –«

Und so weiter und so fort.

Lynn nickte empathisch, während sie die Neuankömmlinge zur Rezeption begleitete. Warren Locatelli war ein solches Arschloch! Und Momoka Omura erst, die blöde Schlampe an seiner Seite, keinen Deut besser. Doch solange Julian Wert darauf legte, würde sie auch einem sprechenden Mistkäfer Aufmerksamkeit zollen. Man musste ihn ja nicht zwangsläufig verstehen, um Konversation mit ihm zu treiben. Es reichte, auf Tonlage, Sprechtempo und begleitende Laute wie Grunzen, Knurren oder Lachen zu reagieren. Zerschäumte der Wortschwall, der auf einen herniederging, in Heiterkeit, stimmte man ein ins Gelächter. Prasselte er entrüstet, war man mit einem »Nicht zu fassen!« oder »Nein, wirklich?« immer auf der sicheren Seite. Erforderte die Situation kontextuelles Verstehen, hörte man eben zu. Verarschen war legitim, man durfte sich bloß nicht erwischen lassen.

In Locatellis Fall reichte der Autopilot. Sofern er nicht über Fachliches sprach, thematisierte er den Tatbestand seiner Großartigkeit, und dass alle anderen Wichser waren. Oder Stricher und Affenhirne. Je nachdem.

Wer sollte als Nächstes eintreffen?

Chuck und Aileen Donoghue.

Chucky, der Hotelmogul. Der war okay, auch wenn er entsetzliche Witze erzählte. Aileen würde wahrscheinlich sofort in die Küche rennen, um nachzusehen, ob sie das Fleisch dick genug schnitten.

Aileen: »Chucky mag dicke Steaks! Dick müssen sie sein.«

Chucky: »Ja, dick! Was Europäer unter Steaks verstehen, sind gar keine. Hey, wissen Sie, wie ich europäische Steaks nenne? Wollen Sie's wissen? Na? – Carpaccio!«

Dennoch, Chuck war in Ordnung.

Zu Lynns Bedauern verkörperte Locatelli auf Julians Schachbrett die Dame, mindestens aber einen Turm. Ihm war gelungen, was Generationen von Physikern zuvor hatte verzweifeln lassen, nämlich Solarzellen zu entwickeln, die über 60 Prozent des Sonnenlichts in Elektrizität umwandelten. Damit, und weil er zugleich ein brillanter Geschäftsmann war, hatte Locatellis Unternehmen LIGHTYEARS die Marktführerschaft auf dem Solarsektor übernommen und seinen Besitzer so reich gemacht, dass Forbes ihn unter den Milliardären der Welt auf Platz fünf führte. Momoka Omura stolzierte gelangweilt neben ihnen her, ließ ihren Blick über die Anlage schweifen und sonderte ein huldvolles »Nett« ab. Lynn stellte sich vor, ihr mit geballter Faust zwischen die Augen zu hauen, hakte sich bei ihr unter und machte ein Kompliment über ihre Haare.

»Ich wusste, dass sie dir gefallen würden«, erwiderte Omura mit hauchfeinem Lächeln.

Nein, es sieht lausig aus, dachte Lynn. Total daneben.

»Schön, dass ihr da seid«, sagte sie.

Zur gleichen Zeit sonnte sich Evelyn Chambers auf ihrer Terrasse im sechsten Stock, bemühte ihre Russischkenntnisse und sperrte die Ohren auf. Sie war der Seismograf der besseren Gesellschaft. Jedes noch so kleine Beben wurde auf ihrer persönlichen Richterskala in Nachrichtenergebnisse umgesetzt, und soeben bebte es ganz gewaltig.

Nebenan logierten die Rogaschows. Die Terrassen waren durch schallschluckende Sichtblenden gegeneinander abgegrenzt, dennoch vernahm sie Olympiada Rogaschows atemloses Schluchzen, das mal näher, mal weiter weg erklang. Offenbar tigerte sie auf dem Sonnendeck hin und her, mit einem randvollen Drink in der Hand, wie gewohnt.

»Warum?«, heulte sie. »Warum schon wieder?«

Oleg Rogaschows Antwort kam dumpf und unverständlich aus dem Zimmerinneren. Was immer er gesagt hatte, ließ Olympiada in einem pyroklastischen Ausbruch explodieren.



»Du Mistkerl!«, schrie sie. »Vor meinen Augen!« Erstickte Laute, Schnappatmung. »Du hast dir nicht mal die Mühe gemacht, es heimlich zu tun!«

Rogaschow trat nach draußen.

»Du willst, dass ich Heimlichkeiten habe? In Ordnung.«

Seine Stimme war ruhig, desinteressiert und geeignet, die Umgebungstemperatur um einige Grade herabzusetzen. Chambers sah ihn vor sich. Einen mittelgroßen, unauffälligen Mann mit hellblondem, schütterem Haar und einem Fuchsgesicht, in dem die Augen ruhten wie eisige, kleine Bergseen. Chambers hatte Oleg Alexejewitsch Rogaschow im vergangenen Jahr interviewt, kurz nachdem er die Aktienmehrheit des Daimler-Konzerns erworben hatte, und einen höflichen, leisen Unternehmer kennengelernt, der bereitwillig auf alle Fragen antwortete und dabei so undurchdringlich wirkte wie eine Panzerplatte.

Sie rekapitulierte, was sie über Rogaschow wusste. Sein Vater hatte einen sowjetischen Stahlkonzern geleitet, der als Folge der Perestrojka privatisiert worden war. Das damals übliche Modell sah vor, an die Arbeiter Voucher-Anteilscheine auszugeben. Vorübergehend hatte der vielzellige Organismus des Proletariats das Kommando übernommen, nur dass Anteile an einem Stahlwerk keine Familien durch den Winter brachten. Die meisten Arbeiter waren darum schnell bereit gewesen, ihre Scheine zu Geld zu machen, indem sie sie an Finanzgesellschaften oder ihre Vorgesetzten veräußerten, wofür sie nach dem Friss-oder-stirb-Prinzip eben mal einen Bruchteil des tatsächlichen Werts erhielten. Nach und nach waren so die ehemaligen Staatsbetriebe der auseinandergebrochenen Sowjetunion in die Hände von Investmentfirmen und Spekulanten gefallen. Auch der alte Rogaschow hatte zugelangt und genug Anteilscheine seiner Arbeiter aufgekauft, dass es reichte, den Konzern an sich zu reißen, womit er in die Schusslinie eines konkurrierenden Mafia-Clans geriet, unglücklicherweise im durchschlagenden Sinne des Wortes: Zwei Kugeln trafen ihn in die Brust, eine dritte bohrte sich ins Hirn. Die vierte war für seinen Sohn bestimmt gewesen, verfehlte diesen jedoch. Oleg, bis dahin eher den studentischen Zerstreuungen zugetan, hatte sein Studium umgehend abgebrochen und sich mit einem regierungsnahen Clan gegen die Mörder verbündet, was in einer nicht näher dokumentierten Schießerei gipfelte. Nachweislich hielt sich Oleg zu dieser Zeit im Ausland auf, war nach seiner Rückkehr jedoch plötzlich Vorstandsvorsitzender und gern gesehener Gast im Kreml.

Er hatte einfach auf die richtigen Leute gesetzt.

In den Folgejahren ging Rogaschow daran, den Konzern zu modernisieren, strich hohe Gewinne ein und schluckte nacheinander einen deutschen und einen englischen Stahlriesen. Er investierte in Aluminium, schloss Verträge mit der Regierung über den Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes ab, erwarb Beteiligungen an europäischen und asiatischen Automobilkonzernen und machte ein Vermögen im rohstoffhungrigen China. Dabei war er peinlich darauf bedacht, die Interessen der Machthabenden in Moskau zu berücksichtigen. Zum Dank schien Sonne auf sein Haupt. Wladimir Putin versicherte ihn seiner Wertschätzung, Dmitri Medwedjew holte ihn als Berater an seinen Tisch. Als 2018 der Weltmarktführer ARCELORMittal in die Krise geriet, übernahm Rogaschow den angeschlagenen Stahlgiganten und setzte sich mit ROGAMITTAL an die Spitze seiner Branche.

Etwa zu dieser Zeit hatte Maxim Ginsburg, Medwedjews Nachfolger, die ohnehin erodierenden Grenzen zwischen Privatwirtschaft und Politik so nachhaltig aufgelöst, dass ihn die Presse zum »CEO der Russland AG« kürte. Rogaschow huldigte Ginsburg auf seine Weise. Eines volltrunkenen Abends nämlich erwies sich, dass Ginsburg eine Tochter hatte, Olympiada, wortkarg und von überschaubarem Reiz, die der Präsident gern verheiratet gesehen hätte, möglichst mit vermögendem Hintergrund. Irgendwie war es Olympiada gelungen, ein Studium der Politik und Wirtschaftswissenschaften hinter sich zu bringen. Jetzt saß sie als Abgeordnete im Parlament, gab ihrer Vaterliebe in Abstimmungen Ausdruck und welkte dahin, ohne geblüht zu haben. Rogaschow tat Ginsburg den Gefallen. Die Verehelichung der Privatvermögen ging mit Pomp über die Bühne, nur dass Rogaschow in der Hochzeitsnacht das Bett mied und woanders war. Von da an war er eigentlich ständig woanders, auch, als Olympiada den einzigen gemeinsamen Sohn zur Welt brachte, der einer Privatschule anvertraut und fortan selten gesehen wurde. Ginsburgs Tochter vereinsamte. Mit der Begeisterung ihres Mannes für Kampfsport, Waffen und Fußball wusste sie nichts anzufangen, noch weniger mit seinen ständigen Affären. Sie beklagte sich bei ihrem Vater. Ginsburg dachte an die 56 Milliarden Dollar, die sein Schwiegersohn auf die Waage brachte, und riet Olympiada, sich einen Liebhaber zuzulegen. Das tat sie dann auch. Er hieß Jim Beam und hatte den Vorzug, da zu sein, wenn man ihn brauchte.

Wie wollte die arme Frau bloß die nächsten vierzehn Tage überstehen?

Evelyn Chambers räkelte ihren Latinakörper. Nicht schlecht für 45,

dachte sie, alles noch straff, auch wenn hier und da die unvermeidliche Muskelverfettung einsetzte und Anzeichen von Zellulitis Hintern und Oberschenkel kräuselten. Sie blinzelte in die Sonne. Das Geschrei der Seevögel erfüllte die Luft. Erst jetzt fiel ihr auf, dass am ganzen Himmel nur eine einzige Wolke zu sehen war, als habe sie sich hierher verirrt, ein Wolkenkind. Es schien sehr hoch zu schweben, doch was war Höhe? Sie würde weit über den Punkt hinaus reisen, wo Wolken überdauerten.

Oben, unten. Alles eine Frage der Perspektive.

Im Geiste ging sie die Teilnehmer der Reisegesellschaft auf mediale Verwertbarkeit durch. Acht Paare und fünf Singles, außer ihr. Einige der Anwesenden würden ihre Teilnahme nicht eben begrüßen. Finn O’Keefe etwa, der sich Talkshows verweigerte. Oder die Donoghues: Erzrepublikaner, die wenig Geschmack daran fanden, dass Amerikas mächtige Talkqueen das demokratische Lager stützte. Zwar hatte Chambers’ einziger aktiver Abstecher in die Politik, 2018, als sie das Amt der Gouverneurin von New York anstrebte, triumphal begonnen und war im Desaster geendet, doch ihr Einfluss auf die öffentliche Meinung blieb ungebrochen.

Mukesh Nair? Auch einer, der ungern in Talkshows ging.

Warren Locatelli und seine japanische Frau hingegen besaßen durchaus Unterhaltungswert. Locatelli war eitel und ungehobelt, andererseits genial. Es existierte eine Biografie über ihn mit dem Titel *Was, wenn Locatelli die Welt erschaffen hätte?*, womit treffend zum Ausdruck kam, wie er sich selbst sah. Er segelte und hatte im vergangenen Jahr den America’s Cup gewonnen, doch seine wahre Begeisterung galt dem Rennsport. Omura war lange Zeit als Aktriceuse in unverdaulichen Leinwandexperimenten in Erscheinung getreten, bevor ihr mit dem Kunstfilmdrama *Schwarzer Lotus* ein Achtungserfolg gelang. Sie war hochnäsiger und – soweit Chambers es beurteilen konnte – bar jeder Empathie.

Wer noch? Walo Ögi, Schweizer Investor, Kunstsammler. Alle erdenklichen Beteiligungen von Immobilien, Versicherungen, Airlines und Automobilen über Pepsi Cola bis hin zu Tropenholz und Fertignahrung. Gerüchten zufolge plante er im Auftrag des monegassischen Fürsten ein zweites Monaco, doch interessanter schien Chambers Heidrun Ögi, seine dritte Frau, von der es hieß, sie habe ihr Fotografie-Studium als Stripperin und Darstellerin in Pornofilmen finanziert. Ebenfalls zur Gruppe gehörten Marc Edwards, dessen Popularität sich der Entwicklung von Quantenchips verdankte, die so winzig waren, dass sie mit einem einzigen Atom schalteten, und Mimi Parker, Schöp-

ferin intelligenter Mode, deren Stoffe mit Edwards' Chips verwoben waren. Spaßtypen, sportlich und sozial engagiert, mäßig spannend. Möglicherweise gaben die Tautous mehr her. Bernard Tautou hatte politische Ambitionen und verdiente Milliarden im Wassergeschäft, ein Thema, das mit schöner Regelmäßigkeit die Menschenrechtsorganisationen beschäftigte.

Das achte Paar schließlich kam aus Deutschland. Eva Borelius galt als ungekrönte Königin der Stammzellenforschung, ihre Lebensgefährtin, Karla Kramp, arbeitete als Chirurgin. Vorzeige-Lesben. Außerdem Miranda Winter, Ex-Model und quietschige Industriellenwitwe, sowie Rebecca Hsu, Taiwans Coco Chanel. Alle vier hatten schon bei Chambers ihr Inneres nach außen gekehrt, über Carl Hanna hingegen wusste sie nicht das Geringste.

Nachdenklich rieb sie ihren Bauch mit Sonnenöl ein.

Hanna war seltsam. Ein kanadischer Privatinvestor, 1981 als Sohn eines vermögenden britischen Diplomaten in Neu-Delhi geboren, im Alter von zehn Jahren mit seiner Familie nach British Columbia übersiedelt, wo er später Wirtschaft studierte. Lehrjahre in Indien, Unfalltod seiner Eltern, Rückkehr nach Vancouver. Offenbar hatte er sein Erbe klug genug investiert, um nie wieder einen Finger krumm machen zu müssen, plante gerüchtehalber, in Indiens Raumfahrt zu investieren, und das war's. Die Vita eines Spekulanten. Natürlich musste nicht jeder ein Fatzke sein wie Locatelli. Aber Donoghue zum Beispiel boxte. Rogaschow war in allen möglichen Kampfsportarten ausgebildet und hatte vor wenigen Jahren Bayern München gekauft. Edwards und Parker tauchten, Borelius ritt, Kramp spielte Schach, O'Keefe konnte auf eine skandalträchtige Drogenkarriere verweisen und hatte bei irischen Zigeunern gelebt. Jeder hatte etwas vorzuweisen, das ihn als Persönlichkeit aus Fleisch und Blut auswies.

Hanna besaß Yachten.

Ursprünglich hatte statt seiner Gerald Palstein mitfliegen sollen, Leiter der Stabsabteilung von EMCO, des drittgrößten Mineralölkonzerns der Welt. Ein Freigeist, der schon vor Jahren laut über das Ende des fossilen Zeitalters nachgedacht hatte. Ihn hätte Chambers gerne kennengelernt, doch Palstein war im Monat zuvor Zielscheibe eines Attentats und so stark verletzt worden, dass er seine Teilnahme hatte absagen müssen, und Hanna war nachgerückt.

Wer war der Kerl?

Chambers beschloss, es herauszufinden, schwang die Beine über die Liege und trat an die Brüstung ihrer Terrasse. Tief unter ihr glitzerte

der riesige Pool des STELLAR ISLAND HOTELS. Einige planschten bereits im türkisfarbenen Wasser, soeben gesellten sich Heidrun Ögi und Finn O'Keefe hinzu. Chambers überlegte, ob sie zu ihnen hinuntergehen sollte, doch plötzlich überkam sie Übelkeit beim Gedanken an Konversation, und sie wandte sich ab.

Immer öfter passierte ihr das. Eine Talkqueen mit Talkallergie. Sie holte sich einen Drink und wartete darauf, dass der Anfall vorüberging.

O'Keefe folgte Heidrun zur Poolbar, wo ein stattlicher Mann um die 60 mit ausholenden Armbewegungen etwas erklärte. Er genoss die Aufmerksamkeit eines sportlich aussehenden Paares, das einträchtig zuhörte, wie aus einer Kehle lachte, simultan »Ach was!«, sagte und Ahnungen daran aufkommen ließ, welche Sorte Mensch Tandems kaufte.

»Es war natürlich drastisch«, sagte der ältere Mann und lachte. »Völlig überzogen. Und genau darum war es gut!«

Seine Züge hatten etwas furchig Erhabenes, kräftige, römische Nase, gemeißeltes Kinn. Das dunkle, von Silber durchsetzte Haar war drahtig nach hinten geölt, sein Schnurrbart korrespondierte gesträubt mit fingerdicken Augenbrauen.

»Was war überzogen?«, fragte Heidrun und gab ihm einen Kuss.

»Das Musical«, sagte der Mann und richtete seinen Blick auf O'Keefe. »Und wer ist das, mein Schatz?«

Er sprach im Gegensatz zu Heidrun ein gepflegtes, fast akzentfreies Englisch. Die Besonderheit lag darin, dass er *mein Schatz* auf Deutsch sagte. Heidrun stellte sich neben ihn und legte den Kopf an seine Schulter.

»Gehst du nie ins Kino?«, sagte sie. »Das ist Finn O'Keefe.«

»Finn – O'Keefe –« Auf der hohen Stirn fanden sich die Falten zu Fragezeichen. »Tut mir leid, aber –«

»Er hat Kurt Cobain gespielt.«

»Oh! Ah! Großartig! Toll, Sie kennenzulernen. Ich bin Walo. Heidrun hat alle Ihre Filme gesehen. Ich nicht, aber an *Hyperactive* erinnere ich mich. Unglaubliche Leistung!«

»Freut mich.« O'Keefe lächelte. Er hatte nicht unbedingt Probleme damit, Leute kennenzulernen, nur dass er die Arie des gegenseitigen Bekanntmachens jedes Mal als entsetzlich anstrengend empfand. Hände zu schütteln. Jemandem, den man nie zuvor gesehen hatte, zu versichern, wie großartig es sei, ihn hier zu treffen. Ögi stellte die Blondine an seiner Seite als Mimi Parker vor, ein braun gebranntes *All American Girl* mit dunklen Brauen und perfekten Zähnen. Vermutlich

Kalifornierin, dachte O'Keefe. Kalifornien schien ein Patent auf diese nach Sonne riechende Sorte Mädchen angemeldet zu haben.

»Mimi macht unglaubliche Mode«, schwärmte Ögi. »Wenn Sie einen Pullover von ihr tragen, brauchen Sie keinen Arzt mehr.«

»Oh. Wie das?«

»Ganz einfach.« Parker wollte etwas sagen, doch Ögi kam ihr zuvor: »Er misst Ihre Körperfunktionen! Angenommen, Sie haben einen Herzinfarkt, dann schickt er Ihre Krankenakte an die nächste Klinik und ruft den Notarztwagen.«

»Aber selber operieren kann er nicht?«

»Es sind Transistoren eingewoben«, erklärte Parker ernst. »Das Kleidungsstück ist praktisch ein Computer mit Millionen Sensoren. Sie bilden Schnittstellen zum Körper des Trägers, man kann sie aber auch mit jedem externen System vernetzen.«

»Klingt kratzig.«

»Wir weben Marcs Quantenchips ein. Da kratzt nichts.«

»Bei der Gelegenheit«, sagte der blonde Mann und streckte ihm die Rechte hin. »Marc Edwards.«

»Freut mich.«

»Schauen Sie.« Parker zeigte auf ihren Badeanzug. »Alleine hier drin stecken etwa zwei Millionen Sensoren. Sie nehmen unter anderem meine Körperwärme auf und transformieren sie in Elektrizität. Natürlich gewinnt man aus einem Körperkraftwerk nur geringe Mengen verwertbarer Energie, aber es reicht, um den Anzug bei Bedarf aufzuheizen. Die Sensoren reagieren auf die Wasser- und Lufttemperatur.«

»Interessant.«

»Ich habe *Hyperactive* übrigens gesehen«, sagte Edwards. »Stimmt es, dass Sie eigens dafür Gitarre gelernt haben?«

»Klassischer Fall von Fehlinformation«, sagte Heidrun gelangweilt. »Finn ist mit Gitarre und Klavier aufgewachsen. Er hat sogar eine eigene Band.«

»Hatte.« O'Keefe hob die Hände. »Ich *hatte* eine Band. Wir kommen nur noch selten zusammen.«

»Ich fand den Film klasse«, sagte Edwards. »Sie sind einer meiner Lieblingschauspieler.«

»Danke.«

»Sie haben toll darin gesungen. Wie hieß Ihre Band noch mal?«

»*The Black Sheep*.«

Edwards zog ein Gesicht, als fehle eine Winzigkeit, um sich der *Black Sheep* und all ihrer Hits zu erinnern. O'Keefe lächelte.

»Glauben Sie mir, Sie haben nie von uns gehört.«

»Hat er auch nicht.« Ögi legte ihm den Arm um die Schulter und senkte die Stimme. »Unter uns, mein Junge, das sind alles Kids. Jede Wette, die beiden da wissen nicht mal, wer Kurt Cobain überhaupt war.«

Mimi Parker sah unsicher von einem zum anderen.

»Ehrlich gesagt –«

»Ach, den hat's wirklich gegeben?«, wunderte sich Edwards.

»Eine historische Figur.« Ögi förderte eine Zigarre zutage, schnitt sie an und setzte die Spitze bedächtig in Brand. »Tragischer Held einer suizidverliebten Generation. Romantiker im Gewand des Nihilismus. Weltschmerz, latente Todessehnsucht, nichts, was man bei Schubert und Schumann nicht auch gefunden hätte. Fulminanter Abgang. Wie haben Sie sich auf die Rolle vorbereitet, Finn?«

»Nun ja –«

»Haben Sie versucht, er zu sein?«

»Dafür hätte er sich voller Drogen pumpen müssen«, sagte Edwards. »Dieser Cobain war doch permanent stoned.«

»Vielleicht hat er das ja«, meinte Ögi. »Haben Sie?«

O'Keefe schüttelte lachend den Kopf. Wie sollte er einer Pool-Gesellschaft in wenigen Worten erklären, wie man Kurt Cobain spielte? Oder wen auch immer.

»Heißt das nicht *method acting*?«, fragte Parker. »Der Schauspieler gibt seine Identität zugunsten der Filmfigur auf, schon Wochen und Monate vor dem Dreh. Er verordnet sich praktisch eine Art Gehirnwäsche.«

»Nein, ganz so ist es nicht. Ich arbeite anders.«

»Und wie?«

»Profaner. Es ist ein Job, verstehen Sie. Einfach ein Job.«

Parker schien enttäuscht. O'Keefe spürte Heidruns violetten Blick auf sich ruhen. Er begann sich unbehaglich zu fühlen. Jeder starrte ihn an.

»Sie sprachen eben von einem Musical«, sagte er zu Ögi, um sich aus dem Fokus des Interesses zu stehlen. »Um welches geht's denn?«

»*Nine Eleven*«, sagte Ögi. »Wir haben es vergangene Woche in New York gesehen. Waren Sie drin?«

»Noch nicht.«

»Wir überlegen, reinzugehen«, sagte Edwards.

»Tun Sie das.« Ögi sonderte Rauchzeichen ab. »Wie gesagt, drastisch! Sie hätten es in Pietät ersaufen lassen können, aber natürlich braucht der Stoff eine kraftvolle Inszenierung.«

»Das Bühnenbild soll gewaltig sein«, schwärmte Parker.

»Holografisch. Man glaubt, man säße mittendrin.«

»Ich mag die Arie von dem Polizisten und dem Mädchen. Sie wird ständig im Radio gespielt. *Bis in den Tod, mein Kind* –«

Sie begann eine Melodie zu summen. O'Keefe hoffte, sich nicht zu dem Thema äußern zu müssen. Weder hatte er *Nine Eleven* gesehen noch die Absicht, hinzugehen.

»Die Schmonzetten rechtfertigen den Besuch nicht«, schnaubte Ögi. »Klar, Jimeno und McLoughlin sind anständig besetzt, auch ihre Ehefrauen, aber hauptsächlich lohnt es sich wegen der Effekte. Wenn die Flugzeuge kommen, das glaubt ihr nicht! Und wegen dem Typ, der Osama bin Laden singt. Der ist wirklich exorbitant.«

»Bass?«

»Bariton.«

»Ich geh schwimmen«, sagte Heidrun. »Wer kommt mit? Finn?«  
Danke, dachte er.

Er ging auf sein Zimmer und zog sich um. Zehn Minuten später kraulten sie im Pool um die Wette. Zweimal hintereinander wurde er von Heidrun abgehängt, erst beim dritten Mal erreichten sie gleichzeitig den Beckenrand. Sie stemmte sich hoch. Walo warf ihr eine havannaqualmende Kusshand zu, bevor er mit großer Geste fortfuhr, etwas zu erzählen. Im selben Moment betraten ein Athlet und eine kurvig gebaute Frau mit feuerrotem Schopf die Anlage.

»Kennst du den Typ?«, fragte er.

»Nö.« Heidrun verschränkte die Arme auf dem Beckenrand. »Muss eben erst gekommen sein. Vielleicht dieser kanadische Investor. Irgendwas mit H, Henna oder Hanson. Die Rothaarige hab ich schon mal gesehen, glaub ich. Weiß bloß nicht mehr, wo.«

»Die?« O'Keefe strich sich das tropfende Haar aus der Stirn. »Sie heißt Miranda Winter.«

»Ach richtig! Stand die nicht mal unter Mordverdacht?«

»Eine Weile, ja.« O'Keefe zuckte die Achseln. »Sie ist ganz witzig, wenn man sich an den Umstand gewöhnt hat, dass sie ihren Brüsten Namen gibt und ein Erbe von 13 Milliarden Dollar planlos verprasst. Keine Ahnung, ob an den Anschuldigungen was dran war. Es wurde eine Menge geschrieben. Letzten Endes kam sie frei.«

»Wo trifft man solche Vögel? Auf Partys?«

»Ich geh nicht auf Partys.«

Heidrun ließ sich tiefer ins Wasser gleiten und legte sich auf den Rücken. Ihr Haar entfaltete sich zu einer fahlen Blüte. O'Keefe musste an



Geschichten über Meerjungfrauen denken, an verführerische Wesen, die aus der Tiefe emporgestiegen waren und Seeleute unter Wasser gezogen hatten, um ihnen mit ihrem Kuss den Atem zu rauben.

»Stimmt ja. Du hasst es, im Mittelpunkt zu stehen, was?«

Er dachte darüber nach. »Eigentlich nicht.«

»Eben. Es nervt dich nur, solange zwischen dir und denen, die deine Filme sehen, nicht mindestens ein Bildschirm oder eine Absperrung ist. Du genießt den Kult, der um dich veranstaltet wird, aber noch mehr genießt du es, die Leute glauben zu machen, es sei dir egal.«

Verblüfft starrte er sie an. »Ist das dein Eindruck?«

»Als dich das *People Magazine* zum *Sexiest Man Alive* gekürt hat, hast du dir die Schlägerkappe in die Stirn gezogen und behauptet, dir sei nicht im Mindesten klar, warum Frauen bei deinem Anblick weinen.«

»Ich versteh's nicht«, sagte O'Keefe. »Ehrlich nicht.«

Heidrun lachte. »Ich auch nicht.«

Sie ließ sich unter Wasser sinken. Ihre Silhouette zerfiel in kubistische Vektoren, als sie davonschnellte. O'Keefe fragte sich einen Moment lang, ob er ihre Antwort mochte. Das Hämmern von Rotoren drang zu ihm herab. Er schaute in den Himmel und fand sich mit einer einzelnen, weißen Wolke konfrontiert.

Einsame kleine Wolke. Einsamer kleiner Finn.

Du und ich, wir verstehen uns, dachte er belustigt.

Der Rumpf eines Helikopters schob sich in sein Blickfeld, überquerte den Pool und ging tiefer.

»Da sind welche im Wasser«, stellte Karla Kramp fest. Sie sagte es mit analytischer Kühle, als referiere sie das Auftreten von Mikroben unter feuchtwarmen Bedingungen. Es klang nicht unbedingt so, als wolle sie sich hinzugesellen. Eva Borelius schaute aus dem Helikopterfenster und sah eine hellhäutige Frau über türkisfarbenen Grund gleiten.

»Vielleicht solltest du endlich schwimmen lernen.«

»Ich hab deinetwegen schon reiten gelernt«, erwiderte Kramp, ohne eine Miene zu verziehen.

»Ich weiß.« Borelius lehnte sich zurück und reckte die knöchigen Glieder. »Man lernt nie aus, mein Juwel.«

Ihr gegenüber döste Bernard Tautou mit zurückgelegtem Kopf und halb offenem Mund vor sich hin. Nachdem er während der ersten halben Stunde des Fluges seinen kräftezehrenden Alltag thematisiert hatte, der sich zwischen entlegenen Wüstenquellen und intimen Abendessen im Élysée-Palast abzuspielen schien, war er hinwegge-

dämmert und gewährte nun Einblick in die Höhlungen seiner Nase. Er war klein und schlank, mit welligem, zweifellos gefärbtem Haar, das sich an den Schläfen zu lichten begann. Sein Blick unter den schweren Augenlidern hatte etwas Träges, was durch die Länglichkeit seiner Gesichtsförm ins Melancholische verstärkt wurde. Der Eindruck schwand, sobald er lachte und sich seine Brauen auf clowneske Weise hoben, und Tautou lachte viel. Er machte Komplimente und gab sich interessiert, nur um Äußerungen seiner Gesprächspartner als Sprungbrett zur Selbstreflexion zu nutzen. Jeder zweite Satz, den er an seine Frau richtete, mündete in einem fordernden *n'est-ce pas?*, wodurch sich Paulettes Funktion in der Bestätigung des Gesagten erschöpfte. Erst nachdem er eingeschlafen war, wurde die Dame lebhafter, erzählte von ihrer und seiner Freundschaft zur französischen Staatspräsidentin und wie wichtig es sei, der Menschheit Zugang zur kostbarsten aller knappen Ressourcen zu verschaffen. Sie berichtete, wie Bernard als Chef des französischen Wasserkonzerns Suez Environnement die Übernahme von Thames Water eingefädelt hatte, womit das neu entstandene Unternehmen die Führung in der globalen Wasserversorgung übernommen und die Welt gerettet habe, also quasi, wie ihr Mann die Welt gerettet habe. In ihrer Schilderung legte der wackere Bernard unermüdlich Pipelines in die Wohnviertel der Armen und Elenden, ein Schutzheiliger im Kampf gegen den Durst.

»Ist Wasser nicht eine freie Menschheitsressource?«, hatte Kramp gefragt.

»Natürlich.«

»Kann man sie dann überhaupt privatisieren?«

Paulettes Blick war unergründlich geblieben. Mit ihren Schlupfliedern und dem seitlich gescheitelten Haar erinnerte sie entfernt an die junge Charlotte Rampling, ohne deren Klasse zu erreichen. Soeben vernahm sie eine Frage, die der Branche seit Jahrzehnten mit schöner Regelmäßigkeit gestellt wurde.

»Ach, wissen Sie, die Diskussion gerät gottlob aus der Mode. Ohne Privatisierung wären keine Versorgungsnetze entstanden, keine Aufbereitungsanlagen. Was nützt Ihnen der freie Zugang zu einer Ressource, die jenseits Ihrer Zugangsmöglichkeiten liegt?«

Kramp hatte nachdenklich genickt.

»Könnte man eigentlich auch Atemluft privatisieren?«

»Wie bitte? Natürlich nicht.«

»Ich will's ja nur verstehen. Suez baut also Versorgungsanlagen, zum Beispiel in –«

»Namibia.«

»Namibia. Genau. Und werden solche Bauvorhaben durch Entwicklungshilfe subventioniert?«

»Ja, sicher.«

»Und die Anlage arbeitet gewinnorientiert?«

»Das muss sie ja wohl.«

»Das heißt, Suez verbucht privat Gewinne, die mit Entwicklungshilfe subventioniert wurden?«

An diesem Punkt hatte Paulette Tautou etwas gequält dreingeschaut und Borelius leise »Aus, Karla« gesagt. Ihr war nicht danach, schon zu Beginn der Reise in Kalamitäten zu geraten, so wie meist, wenn Kramp das Seziermesser ihrer Neugier ansetzte. Danach hatten sie Belanglosigkeiten ausgetauscht und die Plattform im Meer bewundert. Genauer gesagt hatten ihre und Kramps Augen wie gebannt an der unendlichen Linie gehangen, während Paulette sie eher misstrauisch beäugte und keinerlei Anstalten machte, ihren Mann wach zu rütteln.

»Wollen Sie ihn nicht wecken?«, hatte Borelius gefragt. »Er würde das sicher gern sehen.«

»Ach nein, ich bin froh, wenn er mal schläft. Sie glauben ja nicht, wie hart er arbeitet.«

»Gleich sind wir da. Dann müssen Sie ihn sowieso wecken.«

»Er braucht jede Sekunde. Wissen Sie, ich würde ihn nur für etwas wirklich *Wichtiges* wecken.«

Etwas wirklich Wichtiges, dachte Borelius. Soso.

Nun, da der Helikopter der Landeplattform entgegensank, bequeme sie Paulette, mehrfach leise »Bernard« zu sagen, bis dieser verwirrt die Augen aufschlug und blinzelte.

»Sind wir schon da?«

»Wir landen.«

»Was?« Er fuhr hoch. »Wo ist die Plattform? Ich dachte, wir sehen die Plattform.«

»Du hast geschlafen.«

»Oh! *Merde!* Warum hast du mich nicht geweckt, *chérie*? Ich hätte liebend gerne die Plattform gesehen!«

Borelius enthielt sich jeglichen Kommentars. Kurz bevor sie aufsetzten, erhaschte sie einen Blick auf eine stattliche, schneeweiße Yacht weit draußen auf dem Meer. Dann berührten die Kufen den Grund, und die Seitentür des Helikopters schwang auf.

Auf der Yacht verließ Rebecca Hsu ihr Arbeitszimmer, durchquerte den riesigen, marmorverkleideten Salon und trat aufs Deck hinaus, während sie mit ihrer Zentrale in Taipeh telefonierte.

»Es ist vollkommen unerheblich, was der französische Vertriebsleiter will«, sagte sie unwirsch. »Wir reden von einem Duft für zwölfjährige Mädchen. *Denen* muss er gefallen, nicht *ihm*. Wenn das Zeug anfängt, *ihm* zu gefallen, haben wir einen Fehler gemacht.«

Am anderen Ende der Leitung wurde wild argumentiert. Hsu ging mit raschen Schritten ins Heck, wo der erste Offizier, der Kapitän und das Schnellboot auf sie warteten.

»Mir ist schon klar, dass die ihre eigene Kampagne wollen«, sagte sie. »Ich bin ja nicht blöde. Sie wollen immer was Eigenes. Diese Europäer sind schrecklich kompliziert. Wir haben den Duft in Deutschland, in Italien und Spanien auf den Markt gebracht, ohne jedem eine Extrawurst zu braten, und waren jedes Mal erfolgreich. Ich sehe nicht ein, warum ausgerechnet Frankreich – Wie bitte? – Was hat er gesagt?«

Die Information wurde wiederholt.

»Unsinn, ich liebe Frankreich!«, rief sie empört. »Sogar die Franzosen! Ich bin nur die ständige Revolte leid. Sie werden damit leben müssen, dass ich ihren geliebten Luxuskonzern gekauft habe. Ich lasse sie ja in Ruhe, solange es um Dior und so weiter geht, aber bei unseren Eigenkreationen erwarte ich bedingungslose Kooperation.«

Entnervt sah sie zur Isla de las Estrellas hinüber, die sich wie ein buckliges Seeungeheuer aus dem Pazifik hob. Keine Brise bewegte die Luft. Die See spannte sich als dunkle Folie von Horizont zu Horizont. Sie beendete das Gespräch und wandte sich den beiden livrierten Männern zu.

»Und? Haben Sie noch mal nachgefragt?«

»Es tut mir außerordentlich leid, Madame.« Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Keine Genehmigung.«

»Mir ist absolut schleierhaft, was das soll.«

»Die Isla de las Estrellas und die Plattform dürfen von Privatschiffen nicht angelaufen werden. Entsprechendes gilt für den Luftraum. Das ganze Gebiet ist eine einzige Hochsicherheitszone. Wären nicht Sie es, müssten wir sogar auf deren Helikopter warten. Ausnahmsweise haben sie zugestimmt, dass wir Sie mit unserem eigenen Schnellboot übersetzen.«

Hsu seufzte. Sie war es gewohnt, dass Regeln für sie nicht galten. Andererseits bereitete ihr die Aussicht auf eine Fahrt mit dem Schnellboot genug Vergnügen, um nicht weiter zu insistieren.

»Ist das Gepäck an Bord?«

»Selbstverständlich, Madame. Ich hoffe, Sie haben einen angenehmen Urlaub.«

»Danke. Wie sehe ich aus?«

»Wie immer perfekt.«

Schön wär's, dachte sie. Seit sie in ihren Fünzigern war, kämpfte sie einen aussichtslosen Kampf. Er spielte sich auf diversen Fitnessgeräten ab, in Schwimmbädern mit Gegenstromanlage, auf privaten Joggingstrecken und ihrer 140 Meter langen Yacht, die sie so hatte konstruieren lassen, dass man sie ungehindert umrunden konnte. Seit ihrer Abfahrt von Taiwan lief sie dort täglich. Mit eiserner Disziplin hatte sie sogar ihre Fresslust in den Griff bekommen, doch die Expansion ihres Körpers war nicht aufzuhalten. Wenigstens betonte das Kleid den Rest Taille, den sie sich bewahrt hatte, und war angemessen extravagant. Das Vogelnest, als das ihre Frisur in Modekreisen berühmt geworden war, befand sich in charakteristischer Unordnung, und beim Make-up machte ihr ohnehin niemand etwas vor.

Als das Schnellboot ablegte, telefonierte sie schon wieder.

»Rebecca Hsu ist im Anmarsch«, sagte Norrington über Sprechfunk.

Lynn verließ die Küche des STELLAR ISLAND HOTELS, warf einen prüfenden Blick auf die Kanapees, instruierte ihre kleine Begleittruppe und trat hinaus ins Sonnenlicht.

»Hat sie Leibwächter mitgebracht?«, wollte sie wissen.

»Nein. Dafür hat sie sich mehrfach rückversichert, ob wir allen Ernstes vorhaben, ihr die Anlegeerlaubnis zu verweigern.«

»Wie bitte? Rebecca will ihre *verdammte Yacht* bei uns parken?«

»Beruhigen Sie sich. Wir sind hart geblieben. Jetzt kommt sie mit dem Schnellboot.«

»Das ist okay. Wann trifft sie ein?«

»In etwa zehn Minuten. Falls sie unterwegs nicht über Bord geht.« Eine Vorstellung, die Norrington fröhlich zu stimmen schien. »Hier gibt's doch sicher ein paar kapitale Haie, oder? Als ich unser aller Darling zuletzt sah, war sie gut für ein Festmahl.«

»Wenn Rebecca Hsu gefressen wird, sind Sie der Nachtsch.«

»Humorvoll und entspannt wie immer«, seufzte Norrington und beendete das Gespräch.

Im Laufschrift folgte sie dem Küstenpfad, während sich ihr Geist aufspaltete und Dutzende besorgter Lynns körperlos durch die Hotelanlage spukten. Hatte sie irgendetwas übersehen? Jede der benötig-

ten Suiten erglänzte in Makellosigkeit. Schon in der Raumausstattung waren die persönlichen Vorlieben der Gäste berücksichtigt worden, Lilien, bergeweise Litschis und Passionsfrüchte für Rebecca Hsu, Mokka Omuras favorisierter Champagner, ein Prachtband über die Geschichte des Autorennsports auf Warren Locatellis Kopfkissen, Reproduktionen asiatischer und russischer Kunst an den Wänden der Ögis, altes Blechspielzeug für Marc Edwards, die Biografie Muhammad Alis mit nie zuvor veröffentlichten Fotos zur Erbauung des guten alten Chucky, mit Schokolade aromatisierte Badeessenzen für Miranda Winter. Auch im Menü schlugen sich Vorlieben und Animositäten nieder. Lynns Sorgengespenster seufzten in den Saunen und Jacuzzis der Wellnesslandschaft, strichen eisig über den Golfplatz, verströmten sich klamm im STELLAR ISLAND DOME, dem unterirdischen Multimedia-center, fanden nichts zu bemängeln.

Was funktionieren musste, funktionierte.

Außerdem, niemand würde *sehen*, dass sie nicht rechtzeitig fertig geworden waren. Es sei denn, die Gäste öffneten Türen, hinter denen sie nichts verloren hatten. In den meisten Zimmern lag immer noch Handwerkszeug herum, stapelten sich Zementsäcke, waren die Malerarbeiten nur zur Hälfte durchgeführt worden. Im Wissen, dass sie den offiziellen Eröffnungstermin nicht einhalten konnte, hatte Lynn allen Ehrgeiz in die Fertigstellung der benötigten Suiten gelegt. Lediglich ein Teil der Küche war in Betrieb, ausreichend, um die Gruppe zu verwöhnen, keinesfalls aber 300 Besucher, für die das Hotel eigentlich konzipiert war.

Kurz hielt sie inne und betrachtete den schimmernden, mit dem Basalt verwachsenen Ozeandampfer. Als sei ihr Verharren ein Signal, stoben Hundertschaften von Seevögeln mit hungrigen, spitzen Schreien von einer nahen Klippe auf und formierten sich zu einer schwärmennden Wolke, die landeinwärts zog. Lynn erschauerte. Sie stellte sich vor, wie die Tiere über die Anlage herfielen, sie vollschissen, zerhackten und zerkratzten und die wenigen Menschen ins Meer jagten. Sie sah Körper im Pool treiben, Blut sich mit Wasser mischen. Die Überlebenden rannten auf sie zu und schrien sie an, warum sie den Überfall nicht verhindert habe, und am lautesten von allen schrie Julian. Auch die Hotelbediensteten waren stehen geblieben. Ihre Blicke wanderten zwischen Lynn und dem Hotel hin und her, zusehends verunsichert, da ihre Anführerin plötzlich den Anschein erweckte, als schaue sie das jüngste Gericht.

Nach einer Minute völliger Erstarrung riss sie sich los und folgte wieder dem Küstenpfad zum Hafen.

Andrew Norrington sah sie weitergehen. Von der Anhöhe oberhalb des Pools, auf der er Posten bezogen hatte, konnte er weite Teile des Ostufers überblicken. Im Hafen, einer durch Sprengungen erweiterten Naturbucht, lagen mehrere kleine Schiffe vor Anker, vornehmlich Patrouillenboote und einige Zodiacs, gekennzeichnet mit dem charakteristischen O von ORLEY ENTERPRISES. Er hätte Rebecca Hsus Yacht durchaus Platz geboten, doch nicht im Traum dachte Norrington daran, der Taiwanerin eine Sonderbehandlung zuteilwerden zu lassen. Alle anderen hatten sich vereinbarungsgemäß mit Orleys firmeneigenen Hubschraubern herfliegen lassen, warum nicht sie? Hsu konnte froh sein, überhaupt auf dem Wasserweg einreisen zu dürfen.

Während er zum Pool hinabstieg, dachte er über Julians Tochter nach. Auch wenn er Lynn nicht sonderlich mochte, empfand er Respekt vor ihrer Autorität und Kompetenz. Schon in jungen Jahren hatte sie ein Übermaß an Verantwortung auf sich nehmen müssen und es allen Neidern und Skeptikern zum Trotz geschafft, ORLEY TRAVEL an die Spitze der Touristikunternehmen zu setzen. Zweifellos gehörte das STELLAR ISLAND HOTEL zu ihren Glanzstücken, auch wenn es noch einiges daran zu tun gab, doch es verblasste gegen das OSS GRAND und das GAIA! Niemand hatte je etwas Vergleichbares gebaut. Mit Ende dreißig war Lynn damit zur Legende des Konzerns geworden, und diese beiden Hotels *waren* fertiggestellt.

Norrington legte den Kopf in den Nacken und blinzelte in die Sonne. Gedankenverloren schnippte er eine handtellergroße Spinne von seiner Schulter, betrat die Pool-Landschaft über einen von Farnen und Koniferen zugewucherten Seitenweg und ließ seinen Blick auf Patrouille gehen. Mittlerweile hatte sich fast die gesamte Reisegesellschaft am Beckenrand eingefunden. Drinks und Häppchen wurden gereicht, man machte sich lautstark miteinander bekannt. Julian hatte die Teilnehmer klug ausgewählt. Zusammengenommen war die bunt gemischte Gruppe dort mehrere hundert Milliarden Dollar wert: Weltverbesserer wie Mukesh Nair, Oligarchen vom Schlage Rogaschows und Typen wie Miranda Winter, die ihr Erbsenhirn erstmalig vor die Aufgabe gestellt sah, Geld sinnvoll zu verwenden. Sie alle gedachte Orley um einen Teil ihrer Vermögen zu erleichtern. Soeben gesellte sich Evelyn Chambers hinzu und lächelte strahlend in die Runde. Immer noch eine bemerkenswerte Erscheinung, fand Norrington. Vielleicht ein bisschen füllig geworden mit der Zeit, aber kein Vergleich zur fortschreitenden Verkügelung Rebecca Hsus.

Er ging weiter, auf alles gefasst.

»Mimi! Marc! Wie schön, euch zu sehen.«

Chambers war ihrer Abscheu Herr geworden und wieder fähig, zu kommunizieren. Mit Mimi Parker verband sie fast so etwas wie eine Freundschaft, und Marc war ein netter Kerl. Sie winkte Momoka Omura und tauschte Küsschen mit Miranda Winter, die jeden Neuankömmling mit einem alarmanlagentauglichen »Woooouuuuuhhhhw!« begrüßte und ein schmissiges »Oh yeah!« hinterschickte. Chambers hatte Winter zuletzt mit langem, stahlblauem Haar gesehen, nun trug sie es kurz und knallrot gefärbt, was die Assoziation eines Feuermelders weckte. Die Stirn des Ex-Models zierte eine filigrane Applikation. Ihre Brüste zwängten sich unwillig in ein Kleid, das mit knapper Not die planetare Wölbung ihres Hinterns bedeckte und in der Taille so eng geschnitten war, dass man befürchten musste, Frau Winter werde demnächst in zwei Hälften zerfallen. Mit 28 Jahren die Jüngste am Platz, hatte sie so viele chirurgische Eingriffe vorzuweisen, dass alleine die Dokumentation ihrer Operationen Hunderte von Gesellschaftsreportern in Lohn und Brot hielt, von ihren Ausschweifungen, Exzessen und den Nachwehen ihres Prozesses ganz zu schweigen.

Chambers wies auf die Applikation.

»Hübsch«, sagte sie, fieberhaft bemüht, nicht der massereichen Doppelkonstellation des Winter'schen Dekolletés zu erliegen, das ihren Blick gewaltsam herabzuziehen schien. Jeder wusste, dass Chambers' sexueller Appetit gleichermaßen auf Männer wie auf Frauen gerichtet war. Das Bekanntwerden ihres Intimlebens, dass sie mit ihrem Mann und ihrer Geliebten in einer Ménage à trois lebte, hatte sie in New York die Kandidatur gekostet.

»Es ist indisch«, erwiderte Winter vergnügt. »Weil Indien in den Sternen steht, weißt du?«

»Ach ja?«

»Ja! Stell dir vor! Die Sterne sagen, wir sehen einem indischen Zeitalter entgegen. Ganz wunderbar. In Indien wird die Transformation beginnen. Die Menschheit wird sich verändern. Erst Indien, dann die ganze Welt. Es wird nie wieder Krieg geben.«

»Wer behauptet das, Schatz?«

»Olinda.«

Olinda Brannigan war eine stockfischartig vertrocknete, uralte Hollywood-Actrice aus Beverly Hills. Miranda ließ sich von ihr die Karten legen und die Zukunft vorhersagen.

»Und was sagt Olinda sonst noch?«

»Man soll nichts Chinesisches mehr kaufen. China wird untergehen.«



»Wegen des Handelsdefizits?«  
 »Wegen Jupiter.«  
 »Und was trägst du da für ein Kleid?«  
 »Oh, das? Süß, nicht. Dolce & Gabbana.«  
 »Du solltest es ausziehen.«  
 »Was, hier?« Winter sah sich verstohlen um und senkte die Stimme.  
 »Jetzt?«  
 »Es ist chinesisches.«  
 »Ach, hör doch auf! Das sind Italiener, sie –«  
 »Es ist chinesisches, Schatz«, wiederholte Chambers genüsslich. »Rebecca Hsu hat Dolce & Gabbana im vergangenen Jahr gekauft.«  
 »Muss sie denn alles kaufen?« Winter wirkte einen Moment lang ehrlich betroffen. Dann gewann ihr sonniges Naturell wieder die Oberhand. »Egal. Vielleicht hat Olinda sich ja getäuscht.« Sie spreizte die Finger und schüttelte sich. »Jedenfalls freu ich mich *waaaahnsinnig* auf die Reise! Ich werde die ganze Zeit über kreischen!«  
 Chambers zweifelte keinen Moment an der Ernsthaftigkeit dieser Drohung. Sie ließ ihren Blick schweifen und sah die Nairs, die Tautous und die Locatellis miteinander im Gespräch. Olympiada Rogaschowa gesellte sich zu der Gruppe, während Oleg Rogaschow sie erspähte, ihr zunickte und an die Bar ging. Gleich darauf kam er mit einem Glas Champagner herüber, reichte es ihr und setzte sein gewohnt sphinxhaftes Lächeln auf.  
 »Wir werden also auch im Weltall ihrem Urteil ausgesetzt sein«, sagte er mit stark slawischem Einschlag. »Wir werden alle sehr aufpassen müssen, was wir sagen.«  
 »Ich bin privat hier.« Sie zwinkerte ihm zu. »Wenn Sie mir allerdings unbedingt etwas anvertrauen wollen –«  
 Rogaschow lachte leise, ohne dass sich an der Eisigkeit seines Blickes etwas änderte.  
 »Das werde ich bestimmt, schon des Vorzugs Ihrer Gesellschaft wegen.« Er sah hinaus zu der Plattform. Die Sonne stand mittlerweile tief über dem Vulkanrücken und beschien die künstliche Insel in warmen Farben. »Haben Sie auch ein Vorbereitungstraining absolviert? Die Schwerelosigkeit ist nicht jedermanns Sache.«  
 »Im ORLEY SPACE Center.« Chambers trank einen Schluck. »Parabelflüge, Simulation im Tauchbecken, das ganze Programm. Und Sie?«  
 »Ein paar Suborbitalflüge.«  
 »Sind Sie aufgeregt?«  
 »Gespannt.«

»Sie wissen ja, was Julian mit der Veranstaltung bezweckt.«

Die Bemerkung schwebte im Raum, bereit, eingefangen zu werden. Rogaschow wandte ihr den Kopf zu.

»Und jetzt interessiert es Sie zu erfahren, was ich davon halte.«

»Sie wären nicht hier, wenn Sie nicht ernsthaft darüber nachdächten.«

»Und Sie?«

Chambers lachte.

»Vergessen Sie's. Ich bin in dieser Gesellschaft die Kirchenmaus. Auf meine Ersparnisse wird er es kaum abgesehen haben.«

»Wenn alle Kirchenmäuse Ihre Vermögenslage vorzuweisen hätten, Evelyn, würde die Welt von Mäusen regiert.«

»Reichtum ist relativ, Oleg, das muss ich Ihnen nicht erst auseinandersetzen. Julian und ich sind alte Freunde. Ich würde mir ja gerne einreden, dass dieser Umstand ihn bewogen hat, mich in die Gruppe aufzunehmen, aber natürlich ist mir klar, dass ich wichtigeres Kapital verwalte als Geld.«

»Die öffentliche Meinung.« Rogaschow nickte. »Ich an seiner Stelle hätte Sie auch eingeladen.«

»Sie hingegen *sind* reich! Fast alle hier sind reich, *richtig* reich. Wenn jeder von Ihnen nur ein Zehntel seines Vermögens in den Jackpot wirft, kann Julian einen zweiten Lift und eine zweite OSS bauen.«

»Orley wird keinem Anteilseigner gestatten, die Geschicke seines Unternehmens maßgeblich zu beeinflussen. Ich bin Russe. Wir haben unsere eigenen Programme. Warum sollte ich die amerikanische Raumfahrt unterstützen?«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Sagen Sie es mir.«

»Weil Sie Geschäftsmann sind. Staaten mögen Interessen haben, doch was nützt das, wenn es ihnen an Geld und Know-how mangelt? Julian Orley hat die staatliche amerikanische Raumfahrt aus der Versenkung geholt und damit zugleich ihr Ende besiegelt. Er ist jetzt der Chef. Sofern nennenswert, liegen Raumfahrtprogramme heute fast ausschließlich in privaten Händen, und Julians Vorsprung auf diesem Sektor ist astronomisch. Selbst in Moskau dürfte sich herumgesprochen haben, dass er auf nationalstaatliche Interessen pfeift. Er sucht einfach nur Leute, die ähnlich ticken.«

»Man könnte auch sagen, er pfeift auf Loyalität.«

»Julians Loyalität gilt Idealen, ob Sie's glauben oder nicht. Fakt ist, dass er sehr gut ohne die NASA zurechtkommt, die NASA aber nicht ohne ihn. Vergangenes Jahr hat er dem Weißen Haus einen Plan

vorgelegt, wie ein zweiter Lift seitens der Amerikaner zu finanzieren wäre, womit er sich als Know-how-Lieferant freiwillig in eine starke Abhängigkeit begeben hätte. Aber anstatt die Gelegenheit zu nutzen, ihn an sich zu binden, zögerte der Kongress und äußerte Bedenken. Amerika hat immer noch nicht kapiert, dass es für Julian lediglich ein Investor ist.«

»Und da es aktuell an der Potenz dieses Investors zu mangeln scheint, erweitert er eben den Kreis seiner möglichen Partner.«

»Richtig. Ob Sie Russe oder Marsianer sind, ist ihm dabei schnuppe.«

»Trotzdem. Warum soll ich nicht in die Raumfahrt *meines* Landes investieren?«

»Weil Sie sich die Frage stellen müssen, ob Sie Ihr Geld einem Staat anvertrauen wollen, der zwar Ihre Heimat, technologisch aber hoffnungslos im Hintertreffen ist.«

»Die russische Raumfahrt ist ebenso privatisiert und leistungsfähig wie die amerikanische.«

»Aber ihr habt keinen Julian Orley. Und es ist auch keiner in Sicht. In Russland nicht, in Indien nicht, in China nicht. Nicht mal die Franzosen und die Deutschen haben einen. Japan tritt auf der Stelle. Wenn Sie Ihr Geld in den Versuch investieren, etwas zu erfinden, was andere längst erfunden haben, bloß um des Nationaldünkels willen, sind Sie nicht loyal, sondern sentimental.« Chambers sah ihn an. »Und Sie neigen nicht zu Sentimentalitäten. Sie halten in Russland die Spielregeln ein, das ist alles. Darüber hinaus fühlen Sie sich ebenso wenig an Ihr Land gebunden, wie Julian sich an irgendwen gebunden fühlt.«

»Was Sie so alles über mich zu wissen glauben.«

Chambers zuckte die Achseln. »Ich weiß nur, dass Julian niemandem den teuersten Trip der Welt aus reiner Menschenliebe bezahlt.«

»Und Sie?«, fragte Rogaschow einen athletisch gebauten Mann, der sich im Verlauf des Gesprächs zu ihnen gesellt hatte. »Warum sind Sie hier?«

»Wegen eines Unglücks.« Der Mann kam näher und streckte Chambers die Rechte hin. »Carl Hanna.«

»Evelyn Chambers. Sie meinen das Attentat auf Palstein?«

»Er hätte an meiner Stelle fliegen sollen. Ich weiß, ich sollte mich angesichts der Umstände nicht freuen –«

»Aber Sie sind nachgerückt und freuen sich trotzdem. Völlig in Ordnung.«

»Schön jedenfalls, Ihnen zu begegnen. Ich schaue *Chambers*, wann immer ich kann.« Sein Blick ging zum Himmel. »Werden Sie oben eine Sendung produzieren?«

»Keine Sorge, wir bleiben privat. Julian will einen Werbespot mit mir drehen, in dem ich die Schönheiten des Universums preise. Um den Weltraumtourismus anzukurbeln. Kennen Sie eigentlich Oleg Alexejewitsch Rogaschow?«

»ROGAMITTAL.« Hanna lächelte. »Natürlich. Ich glaube, wir teilen sogar eine Leidenschaft.«

»Und die wäre?«, fragte Rogaschow vorsichtig.

»Fußball.«

»Sie mögen Fußball?«

In das undurchdringliche Fuchsgesicht des Russen geriet Bewegung. Aha, dachte Chambers. Hannas Vita brach auf. Interessiert betrachtete sie den Kanadier, dessen ganzer Körper aus Muskeln zu bestehen schien, ohne das für Bodybuilder so typisch Tapsige. Haar und Bart waren millimeterkurz geschoren. Mit seinen kräftigen Brauen und dem Grübchen im Kinn hätte er in jedem Kriegsfilm mitspielen können.

Rogaschow, Fremden gegenüber eher distanziert, legte bei Fußball einen beinahe euphorischen Gestus an den Tag. Plötzlich wurden Dinge diskutiert, von denen Chambers nichts verstand. Sie empfahl sich und zog weiter. An der Bar lief sie Lynn Orley in die Arme, die sie den Nairs, Tautous und Walo Ögi vorstellte. Den schwadronierenden Schweizer mochte sie sofort. Selbstgefällig und mit einer burlesken Neigung zum Pathos behaftet, erwies er sich zugleich als weltgewandt und auf altmodische Weise zuvorkommend. Allgemein wurde über nichts anderes gesprochen als die bevorstehende Reise. Heidrun Ögis Aufmerksamkeit musste Chambers zu ihrem Entzücken nicht erst lange suchen, da diese sie freudig heranwinkte, um ihr mit diebischer Freude den gequält dreinblickenden Finn O'Keefe zu präsentieren. Chambers schaffte es, ihm im Verlauf von fünf Minuten keine einzige Frage zu stellen, und verstieg sich zu der Versicherung, das werde so bleiben.

»Für immer?«, fragte O'Keefe lauernd.

»Für die Dauer der nächsten vierzehn Tage«, räumte sie ein. »Danach versuche ich weiter mein Glück.«

Heidrun nicht anzustarren, war bei Weitem aussichtsloser, als dem Schwerefeld von Miranda Winters Brüsten zu entkommen, wogenden Landschaften der Lust zwar, in denen man schwelgen, sich aber kaum je verlieren konnte. Winter war im Großen und Ganzen ein schlichter Entwurf. Sex mit ihr, schätzte Chambers, würde dem Ausschlecken eines Honigtopfs gleichkommen, aus dem eben nie etwas anderes käme als Honig, süß und verlockend, nach einer Weile profan, irgendwann langweilig und mit der Gefahr verbunden, dass einem hinterher

schlecht wurde. Heidruns pigmentloser, anorektischer Körper hingen, ihr weißes Haar, schneeweiß überall, verhielt eine erotische Grenzerfahrung.

Chambers seufzte innerlich. In diesem Kreis konnte sie sich keinerlei Eskapaden leisten, zumal der Schweizerin auf der Stirn geschrieben stand, dass Frauen sie nicht interessierten.

Jedenfalls nicht so.

Ein Stück weiter erblickte sie Chuck Donoghues halslose Fassgestalt. Sein Kinn war befehlshaberisch vorgereckt, das dünner werdende, rötliche Haar zu einer Skulptur gefönt. Er hatte eine dröhnende Sprechattacke auf zwei Frauen gestartet, eine groß und knochig, mit rotblonden Haaren, die andere dunkel und zierlich, augenscheinlich einem Gemälde von Modigliani entsprungen. Eva Borelius und Karla Kramp. In regelmäßigen Abständen wurde Chucks Vortrag von Aileen Donoghues mütterlichem Falsett konterkariert. Rosenwangig und silbern toupiert, erwartete man sie jeden Moment losflitzen und selbst gebackenen Apfelkuchen servieren zu sehen, was sie dem Vernehmen nach mit Begeisterung tat, sofern sie Chuck nicht gerade half, das gemeinsame Hotelimperium zu leiten. Um mit Borelius zu sprechen, hätte Chambers jedoch Chucks Witzeleien in Kauf nehmen müssen, also suchte sie Lynn und fand sie im Gespräch mit einem Mann, der ihr auffallend glich. Dasselbe aschblonde Haar, meerblaue Augen, Orley-Doppelhelix. Lynn sagte gerade: »Mach dir keine Sorgen, Tim, mir ging's nie besser«, als Chambers hinzutrat.

Der Mann wandte den Kopf und musterte sie vorwurfsvoll.

»Entschuldigung.« Sie machte Anstalten zu gehen. »Ich störe.«

»Gar nicht.« Lynn hielt sie am Arm zurück. »Kennst du eigentlich schon meinen Bruder?«

»Freut mich. Wir hatten noch nicht das Vergnügen.«

»Ich gehöre nicht zur Firma«, sagte Tim steif.

Chambers erinnerte sich, dass Julians Sohn dem Konzern schon vor Jahren den Rücken gekehrt hatte. Das Verhältnis der Geschwister zueinander war innig, zwischen Tim und seinem Vater gab es Probleme, die begonnen hatten, als Tims Mutter gestorben war, im Zustand geistiger Umnachtung, wie gemunkelt wurde. Mehr hatte Lynn ihr nie geraten, nur, dass Amber, Tims Frau, die Ressentiments ihres Mannes gegen Julian nicht teilte.

»Weißt du eventuell, wo Rebecca ist?«, sagte Chambers.

»Rebecca?« Lynn zog die Brauen zusammen. »Müsste jeden Moment runterkommen. Eben hab ich sie in ihrer Suite abgeliefert.«

In Wirklichkeit war es Chambers herzlich egal, wo sich Rebecca Hsu herumtrieb und mit wem sie telefonierte. Sie hatte nur gerade das deutliche Gefühl, unerwünscht wie Gürtelrose zu sein, und suchte einen Grund, sich elegant wieder zu verdrücken.

»Und sonst? Gefällt's dir?«

»Super! – Ich hörte, Julian trifft erst übermorgen ein?«

»Er hängt in Houston fest. Unsere amerikanischen Partner machen ein bisschen Stress.«

»Ich weiß. Es spricht sich rum.«

»Aber zur Show wird er da sein.« Lynn grinste. »Du kennst ihn ja. Er liebt den großen Auftritt.«

»Es ist ja zuallererst *dein* Auftritt«, sagte Chambers. »Du hast alles fantastisch hinbekommen, Lynn. Gratuliere! Tim, Sie können stolz auf Ihre Schwester sein.«

»Danke, Evy! Vielen Dank.«

Tim Orley nickte. Chambers fühlte sich mehr denn je unwillkommen. Merkwürdig, dachte sie, eigentlich kein unsympathischer Bursche. Was ist sein Problem? Hat er eines mit mir? Wo bin ich da reingeplatzt?

»Werden Sie mit uns fliegen?«, fragte sie.

»Ich, ähm – klar, das ist Lynns große Stunde.« Er rang sich ein Lächeln ab, legte seiner Schwester den Arm um die Schulter und zog sie an sich. »Glauben Sie mir, ich bin *unendlich* stolz auf sie.«

So viel Warmherzigkeit schwang in seinen Worten mit, dass Chambers allen Grund gehabt hätte, gerührt zu sein. Nur der Unterton in Tims Stimme sagte, zieh Leine, Evelyn.

Sie ging zurück zur Party, einigermaßen ratlos.

Der Phase der Dämmerung war kurz, aber traumhaft. Die Sonne vergeudete sich in Blutrot und Rosa, bevor sie sich im Pazifik ertränkte. Innerhalb weniger Minuten brach die Dunkelheit herein. Bedingt durch die Lage des STELLAR ISLAND HOTELS am Osthang verging sie für die meisten der Anwesenden nicht im Meer, sondern rutschte hinter den vulkanischen Höhenrücken, sodass lediglich O'Keefe und die Ögis in den Genuss des ganz großen Abgangs kamen. Sie hatten die Gesellschaft verlassen und waren zur Kristallkuppel hochgefahren, von wo aus man die komplette Insel samt der unzugänglichen, regenwaldüberwucherten Westseite überblickte.

»Mein Gott«, sagte Heidrun und starrte hinaus. »Wasser auf allen Seiten.«

»Keine aufrüttelnde Erkenntnis, mein Schatz.« Ögis Stimme erklang

aus der Rauchwolke seiner Zigarre. Er hatte die Gelegenheit genutzt, sich umzuziehen, und trug nun ein stahlblaues Hemd mit altmodisch hineingebundenem Halstuch.

»Wie man's nimmt, Stinker.« Heidrun drehte sich zu ihm um. »Wir stehen auf einem verdammten Stein im Pazifik.« Sie lachte. »Ist dir klar, was das heißt?«

Ögi blies eine Spiralgalaxie in die aufziehende Nacht.

»Solange die Havannas nicht zur Neige gehen, heißt es, dass wir hier gut aufgehoben sind.«

Während sie redeten, schlenderte O'Keefe ziellos umher. Die Terrasse wurde zur Hälfte von einer gewaltigen gläsernen Kuppel überspannt, der sie ihren Namen verdankte. Nur wenige Tische waren für das Dinner eingedeckt, aber Lynn hatte ihm erzählt, dass bei Hochbetrieb über 300 Leute hier Platz fanden. Er schaute nach Osten, wo die Plattform hell erleuchtet im Meer lag. Sie bot einen fantastischen Anblick. Nur die Linie wurde vom Dunkel des Himmels absorbiert.

»Vielleicht wirst du dich ja bald schon auf den verdammten Stein zurückwünschen«, sagte er.

»Ach ja?« Heidrun bleckte die Zähne. »Vielleicht halte ich dir aber auch das Händchen – Perry.«

O'Keefe grinste. Nachdem er sich viele Jahre lang mit der Konsequenz eines Lemmings in die Abgründe des nichtkommerziellen Films gestürzt und seine Rollen unter Gesichtspunkten der Unangepasstheit ausgewählt hatte, war er selbst am meisten überrascht gewesen, für die Verkörperung Kurt Cobains den Oscar zu gewinnen. *Hyperactive* geriet zum Zertifikat seines Könnens. Niemand konnte noch ignorieren, dass die Apotheose des scheuen Iren mit dem Bernsteinblick, den ebenmäßigen Zügen und den sinnlichen Lippen längst vollzogen war, in sperrigen Low- and No-Budget-Produktionen, kryptischen Autorenfilmen und verwackelten Dogma-Dramen. Das einstige Kassengift war zur Droge mutiert. Klugerweise hatte er es danach vermieden, auf Blockbuster zu schielen, und weiterhin gespielt, was ihm gefiel, nur dass es plötzlich allen gefiel. Unverändert konnten ihn aserbaidische Regisseure für ein Taschengeld buchen, wenn ihm der Stoff zusagte. Er kultivierte seine Herkunft und spielte James Joyce. Er engagierte sich für Obdachlose und Drogenopfer. Er tat so viel Gutes vor und hinter der Kamera, dass seine Vergangenheit ins Nebulöse entrückte: geboren in Galway, Provinz Connacht. Mutter Journalistin, Vater Operntenor. Früh Klavier und Gitarre erlernt, Theater gespielt, um seiner Schüchternheit Herr zu werden, Statistenrollen in TV-Serien

und Werbefilmen. An Dublins Abbey Theatre von Nebenrollen zu Hauptrollen vorgearbeitet, mit den *Black Sheep* im O'Donoghues Pub brilliert, Lyrik und Kurzgeschichten verfasst. Gar ein Jahr bei den Tinkers gelebt, den irischen Zigeunern, aus purer romantischer Verbundenheit zum guten alten *Éire*. Als rebellischer Bauernsohn schließlich in der Fernsehserie *Mo ghrá thú* so überzeugend agiert, dass Hollywood anrief.

Hieß es, klang gut, stimmte auch irgendwie.

Dass der schüchterne Finn schon als Kind zum Ausrasten geneigt und Mitschülern die Zähne ausgeschlagen hatte, dass er als lernfaul galt und aus Entscheidungsnot, was er werden wollte, erst mal gar nichts tat, fand seltener Erwähnung. Auch nicht das Zerwürfnis mit seinen Eltern, sein maßloser Alkoholkonsum, die Drogen. An das erste Jahr bei den Tinkers fehlte ihm jede Erinnerung, weil er die meiste Zeit betrunken, high oder beides gewesen war. Nach erfolgter Sozialisierung am Abbey Theatre hatte ihm ein deutscher Produzent die Hauptrolle in der Verfilmung des Süskind-Klassikers *Das Parfum* in Aussicht gestellt, nur dass O'Keefe, während Ben Wishaw vorsprach, zugedröhnt auf einer Dubliner Hure eingeschlafen und gar nicht erst zum Termin erschienen war. Kein Wort davon, dass er sein Engagement wegen ähnlicher Eskapaden verloren hatte und aus der Serie geflogen war, gefolgt von zwei weiteren Jahren der Verwahrlosung beim fahrenden Volk, bis er sich endlich zur Versöhnung mit seinen Eltern und einer Entziehungskur hatte aufraffen können.

Erst danach setzte der Mythos ein. Von *Hyperactive* bis hin zu jenem denkwürdigen Tag im Januar 2017, da ein arbeitsloser, deutschstämmiger Drehbuchautor in Los Angeles ein 50 Jahre altes Groschenheftchen in die Finger bekam, das den Beginn eines Literaturphänomens ohne Beispiel markierte, einer galaktischen Seifenoper, die in Amerika nie gedruckt worden war und dennoch für sich beanspruchen konnte, die erfolgreichste Science-Fiction-Serie aller Zeiten zu sein. Ihr Held war ein Raumfahrer namens Perry Rhodan, den O'Keefe frohgemut spielte, wie immer, ohne sich um den Erfolg zu scheren. Er legte die Rolle so an, dass aus dem perfekten Perry ein tollkühner Trottel wurde, der in der Wüste Gobi eher aus Versehen Terrania baute, die Hauptstadt der Menschheit, um von dort in die Weiten der Milchstraße vorzustolpern.

Der Kinostart schlug alles je Dagewesene. Seitdem hatte O'Keefe in zwei weiteren Filmen den Weltraumhelden gegeben. Er hatte ein Training im ORLEY SPACE Center absolviert und an Bord einer für Pa-



rabelflüge umgebauten Boeing 727 mit seiner Übelkeit gekämpft. Bei der Gelegenheit hatte er Julian Orley kennen- und schätzen gelernt, mit dem ihn seither eine lockere Freundschaft verband, gegründet auf ihre gemeinsame Liebe zum Kino.

*Vielleicht halte ich dir aber auch das Händchen –*

Warum nicht, dachte O'Keefe, enthielt sich jedoch einer entsprechenden Replik, um Walo nicht zu brüskieren, auch, weil er Heidrun dringend verdächtigte, den jovialen Schweizer zu lieben. Man musste die beiden nicht näher kennen, um es zu spüren. Es äußerte sich weniger in dem, was sie zueinander sagten, als in der Art, wie sie einander ansahen und berührten. Besser, sich auf keinen Flirt einzulassen.

Vorerst.

Im Weltraum mochte alles ganz anders aussehen.